

Christoph T. M. Krause

Hassans Odyssee

**Fortsetzungsroman zu Hassan – Geliebter Feind
Band 2 - Die Vorgeschichte**

Über dieses Buch.

Im zuerst erschienenen Fortsetzungsroman „**Hassan – Geliebter Feind**“, hatten wir Hassan bereits als Endzwanziger kennengelernt, wie er auf einer Extremabenteuerreise nach Sri Lanka einen Mitabenteurer zunächst, ohne ersichtlichen Grund, malträtiert hatte und später, völlig unerwartet, mit diesem als Paar zusammenkam.

Nun erfahren wir mehr über Hassans Geschichte, wie er als Migrantenjunge nach Deutschland kam und warum er so viele Schwierigkeiten hatte, sich selbst zu erkennen und deshalb mit anderen Gleichaltrigen immer wieder große Differenzen hatte. Eigentlich war Hassan selbst ein Opfer seiner eigenen Umstände und, als er durch die Liebe zu Stefan erkannte, welche Umstände diese genau waren, die ihm so große Steine in den Weg gelegt hatten, war es für die Früchte seiner Mühen bereits zu spät. Hassan starb an seinen eigenen Herausforderungen, die er, mit großer Mühe und mit viel Mut, bereits zum größten Teil errungen hatte.

Kommen Sie mit in Hassans spannende Vorgeschichte, die uns zeigt, wie sehr unsere Umstände im Leben dazu beitragen können, dass wir uns selbst vernichten, wenn wir nicht frühzeitig erkennen, dass wir selbst es sind, die wir uns für etwas bestrafen, für was wir uns nicht zu verantworten haben.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause:
www.kaybook.de**

Christoph T. M. Krause

Hassans Odyssee

**Fortsetzungsroman zu
Hassan – Geliebter Feind
Band 2 – Die Vorgeschichte**

© 2024 Christoph T. M. Krause
Umschlaggestaltung, Illustration: Christoph T. M. Krause.
Autor Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.
Verlag + Druck: tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5,
22926 Ahrensburg.

978-3-384-23985-3 (Paperback)

978-3-384-23986-0 (Hardcover)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung. Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

**Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALT

Teil 1. Hassan schwärmt aus.	9
Herkunft und Jugend.	12
Holland.	19
Enthüllungen.	23
Der Eingang zur Hölle.	27
Teil 2. Hassans Eltern.	31
Mohammed und Aischa.	33
Die Überfahrt.	37
Der Auszug nach Deutschland.	45
Die Ankunft.	51
Bruno.	59
Teil 3. Die Erbschaft.	63
Die Erbschaft.	65
Hassans Entschluss.	69
Epilog.	71

Anhang 1a. Vorbemerkungen.	73
Anhang 1b. Geschichte einer Flucht.	73
Anhang 2. Die KI-Abbildungen im Buch.	103
Anhang 3. Bildquellen.	113

Dieses Buch ist Martin R. gewidmet

Teil 1

Hassan schwärmt aus.

Herkunft und Jugend.

Hassans Eltern waren, aus Marokko, zu einer Zeit nach Deutschland eingewandert, als man hier händelnd fleißige Arbeiter:innen suchte. Man versprach ein gutes Auskommen, vergaß aber, dass die Menschen, die man gerufen hatte, nicht nach kurzer Zeit wieder nach Hause zurückkehrten. Viele blieben und das für immer. Hassan wurde somit in Deutschland geboren, merkte jedoch bereits sehr früh, dass er anders war oder besser noch, anders behandelt wurde, als seine Freund:innen auf der Straße, im Viertel oder in der Schule.

Natürlich war dieses Anderssein nicht unbedingt auf Migrant:innen beschränkt, in Köln z.B. gab es eine Art „Apartheid“ (dieser Begriff ist hier eigentlich unpassend, soll jedoch die Dramatik, den dieser Zustand für Kinder birgt, untermauern) auf den meist erzkatholischen Grundschulen, die damals, in den 1960er Jahren, noch Volksschulen hießen. Apartheid ist ein hartes Wort, aber was ist es sonst, wenn es mit Mauern und Zäunen getrennte Schulhöfe gibt, die katholische von evangelischen Kindern trennen?! Die Lehrer behandelten die wenigen protestantischen Schüler:innen wie Aussätzige und die Kinder auf der „richtigen“ Seite dachten, was das wohl für merkwürdige böse Kinder waren, die man, aus ihrer Sicht, eingesperrt hatte.

Hassan war merkwürdiger Weise auf der „richtigen“ Seite gewesen, denn noch gab es nur wenige ausländische Kinder, für die hatte man nicht auch noch

einen abgetrennten Bereich. Man machte eine Faust in der Tasche, denn Ausländerkinder zu diskriminieren, war nicht koscher, nach all dem, was im Faschismus passiert war. Ausländer waren da noch ein ganz anderes Ding, schließlich wurden die Eltern zum Arbeiten gebraucht.

Eines Tages wurde Hassan in seiner Grundschule von seinem Sportlehrer an einer Stelle angefasst, wo er noch nie von einem Fremden, selbst nicht von seinen Eltern, berührt worden war. Gut, sein Vater hatte ihm beim Baden gezeigt, wie man sich im Intimbereich wäscht. Dies hatte er jedoch ausschließlich an sich selbst vorgemacht und eine Berührung mit seinem Sohn vermieden. Für einen Moslem waren diese Reinlichkeitsdinge jedoch ein ehernes Gesetz und Hassan hatte diese Unterweisung als etwas ganz Natürliches erlebt. Intuitiv wusste er nun in dieser Situation in der Schule, dass dies nicht in Ordnung war, traute sich jedoch nicht, sich dagegen zu wehren. Lehrkörper war aus seiner kindlichen Sicht etwas ganz Sakrosantes und wenn ein Lehrer oder eine Lehrerin so etwas taten, dann musste das in Ordnung sein. Hassan hingegen, hatte ein Schuldgefühl, dass er dabei ablehnende Gedanken hegte und verknipte sich, über diese unangenehmen Dinge überhaupt weiter nachzudenken. Auch wäre er niemals auf die Idee gekommen, irgendwem etwas davon zu erzählen.

Der Täter merkte und wusste das und nutzte Hassan weidlich aus. Immer wieder verging er sich an Hassan und dieser erduldet alles mit einer osma-

nischen Sturheit, die ihm immer wieder zum Verhängnis wurde. Als Hassan schließlich auf die Hauptschule wechselte, weil er das Alter dafür erreicht hatte, hörten diese Vorfälle auf. Aber sie hatten sein Selbstbild für sein ganzes Leben geprägt, denn die Schuldgefühle würden ihn für lange Zeit begleiten. Sein Bild von sich selbst war von daher im tiefsten Inneren nun darauf programmiert, dass er, weil er anders war (und dies bezog er auf seine Herkunft) bereits schuldig „im Sinne der Anklage“ war und nun kam diese merkwürdige Sache hinzu, so dass er sozusagen „genetisch“ vorbelastet war und dies auch so verinnerlichte. Noch merkte er nicht, was es mit ihm machte bzw. im Laufe seines weiteren Lebens mit ihm machen sollte. Das, was ihn immer wieder beschäftigte, war die unglaublich tief sitzende Wut, von der er damals noch nicht wusste, wo sie herkam. So wurde er immer mehr zum Rabauken, wurde anderen gegenüber übergriffig und vor allem gegenüber denen, die so alt waren, wie er und vor allem gegenüber denjenigen, die eine vermeintlich „normale“ Herkunft hatten.

Herkunft war in Deutschland wichtig, hatte er sich gemerkt und ein fremdländischer Name, wie er ihn hatte, sollte dieses Brandmal immer und immer wieder nach außen offen legen. Und hinzu kam, dass er nicht so aussah, wie all die anderen Kinder. Sein Frust ging so weit, dass er sich immer mehr schämte, wenn seine Eltern in seinem Beisein waren und mit anderen Erwachsenen sprachen. Ihn erfasste ein Gefühl einer großen Scham, weil er immer mehr erkannte, dass sie anders aussahen, als die ande-

ren Deutschen. Erst viel später sollte er begreifen, dass er es selbst war, für den er sich schämte und diese Scham nur auf andere, hier seine Eltern, projizierte. Anderen gegenüber, vor allem bei Jungen bzw. später Männern, wurde aus Scham und Schuldgefühl Aggression und Wut, die er aus Selbstschutz auf eben diese anderen übertrug, um den Schmerz abzuwenden und ihn an Dritten auszulassen. Gleichzeitig zog er sich nach innen zurück und begann sehr früh, das, was an Schmerz trotzdem im Inneren zurückblieb, durch einen hohen Marihuanakonsum abzutöten. Er wurde dadurch schnell antriebslos und gleichgültig und schaffte seine schulischen und beruflichen Ziele nicht mehr. Zunächst half das natürlich, um das, was ihn quälte, einfach abzuschalten. Und so zog sich dieser Verdrängungsprozess immer weiter in die Länge, ohne dass Hassan begann, über das, was er sich selbst antat, nachzudenken.

Eines Tages geschah etwas, was normalerweise fast niemals jemandem passiert (außer ganz wenigen auf der Welt). Hassan hatte sich einen Lottoschein vom Munde abgespart und diesen in seinem örtlichen Kiosk gekauft. Er hatte noch nie Lotto gespielt und rechnete auch nicht mit einem Gewinn. Ein Freund hatte ihm diesen Vorschlag gemacht, er solle doch einfach mal sein Schicksal herausfordern und, ohne dass er oder Hassan selbst damit je gerechnet hätten, geschah das Unfassbare! An dem Samstag der entsprechenden Ziehung, gewann er 100.000 Euro. Hassan war völlig außer sich. Und sobald er das Geld hatte, begann er schon, es mit

vollen Händen hinauszuerwerfen. Erst einmal bekam sein Freund, der ihm den Tipp gegeben hatte, 10.000 Euro. Dem angeblichen besten Freund reichte das jedoch nicht. Anstatt glücklich und dankbar zu sein, dass Hassan ihn überhaupt bedacht hatte, forderte er die Hälfte des Gewinns und als sich Hassan weigerte, war die scheinbare Freundschaft schneller zu Ende, als beide gedacht hatten.



Abb. 1

Um diesen Frust, der naturgemäß wieder Hassans Schuldgefühle befeuerte, abzuwenden, kaufte er

sich einen Ferrari. Da waren bereits 50.000 Euro von seinem Gewinn fort. Als Nächstes buchte er eine Weltreise, die jedoch ein jähes Ende nahm, als er auf einem Stopp auf den Philippinen mit einem Sack voller Cannabis aufgegriffen wurde und sofort, ohne Rechtsbeistand, in ein Verlies eingesperrt wurde. Die Weltreise war schneller zu Ende, als sie begonnen hatte und das gezahlte Geld war auch weg. Der Prozess, der ihn sechs Monate später ereilte, kostete 20.000 Euro und das Urteil lautete 11 Monate und 2 Wochen Gefängnis. Man stelle sich jedoch kein Gefängnis wie in Europa vor, in dem fast jeder Gefangene eine eigene Zelle hatte. Er musste mit 50 Mitgefangenen auf einem recht kleinen Raum verbringen. Toiletten gab es nicht, man musste in ein Loch im Boden seine Notdurft verrichten und um sich zu waschen, gab es nur ein kleines Waschbecken mit kaltem Wasser.

Die Gewalt in diesem Gefängnis war groß und man musste sehen, wem man sich anschloss, um zumindest einigen Schutz gegen andere zu erhalten. Dieser Schutz kostete jedoch etwas und das waren meistens sexuelle Dienste für alle, die in dieser Gruppe Mitglied waren. Hassan fühlte sich wieder in einer Situation, wo er die Schuld bei sich selber suchte und diese Schlussfolgerung war diesmal sogar logisch, denn wer in solchen Ländern mit Drogen hantierte, wurde entsprechend hart bestraft.

Die selbsterfüllende Prophezeiung, alles selber schuld zu sein, bestätigte sich hier ein weiteres Mal und Hassans Wut auf sich selbst und diejenigen,

die ihn in dieser Situation ausbeuteten, wuchs in ungeahnte Höhen. Niemand war ihm auf den Philippinen zu Hilfe gekommen, es gab noch nicht einmal einen Rechtsbeistand. Die strenge Politik der Regierung wollte Exempel statuieren und da nahm niemand irgendeine Rücksicht auf dahergelaufene Europäer. Als Hassan endlich freikam, hatte er noch nicht einmal mehr Geld, nach Deutschland zurückzufliegen. Alles Geld seines Gewinns war aufgebraucht und während seiner Gefangenschaft für Unterhalt und andere illegalen Gefälligkeiten (Bestechung) draufgegangen. Hassan sah keinen Ausweg mehr und versuchte noch mit letzter Kraft, am Strand, in der Nähe seines Gefängnisses, anzuschaffen. „Anschaffen“ bedeutete, dass er Touristen auflauerte, bis sich einer von ihnen für ihn bzw. seinen Körper interessierte. Dann war er diesen zu Willen, wobei es keine Rolle spielte, ob dies eine Frau oder ein Mann war.

Hassan war inzwischen auf dem tiefsten Punkt seines Lebens angekommen und dann eines Tages, hatte er einmal Glück. Einer dieser Touristen, ein Holländer, fand Gefallen an ihm und schlug ihm vor, ihn mit in seine Heimat zu nehmen, damit er dort mit ihm leben könnte. Als Hasan ihm seine Geschichte erzählte, war dieser froh, dass Hassan ein EU-Bürger war und für die Einreise nach Holland keine besonderen Erfordernisse zu erfüllen hatte. Er konnte mit Robert, so hieß dieser 36-jährige Mann, ohne Schwierigkeiten einreisen. Das Problem, ein Flugticket kaufen zu müssen, war erledigt. Hassan

hätte sowieso alles getan, was nur möglich war, um nach Hause zurückzugelangen.



Abb. 2

Insgeheim hoffte Hassan, dass er vielleicht sogar Glück haben würde, dass er nichts für Miete oder seinen Lebensunterhalt zahlen werden müsste, wenn Robert alles zur Verfügung stellte. Er dachte, ein bisschen Sex mit diesem Mann schade nicht, befriedige seine eigenen Bedürfnisse und könnte ihm ein angenehmes, sorgenfreies Leben garantieren.

Holland.

Hassan war überglücklich, endlich diese vermaledeiten Philippinen verlassen zu können. Die Zeit im Gefängnis hatte ihm stark zugesetzt und hatte eine Art Paranoia bei ihm hinterlassen, die sich wie ein Verfolgungswahn und unbestimmte Panikattacken äußerte. So passierte es einmal, dass Hassan, mitten während eines gemeinsamen Abendessens mit Robert, ohne Vorwarnung aufsprang und laut herumschrie. Die anderen Gäste im Restaurant waren zutiefst erschreckt und der Restaurantleiter hatte beide gebeten, das Lokal zu verlassen. Hassan wusste, dass dieses Verhalten furchtbar war, vor allem für ihn selbst. Robert empfahl ihm, sich, sobald sie in Holland angekommen waren, professionelle psychologische Hilfe zu holen. Robert kannte einen sehr fähigen Arzt, mit dem er einmal eine kurze Beziehung gehabt hatte; er würde Hassan mit Sicherheit helfen können.

Nach einem mehrstündigen Flug, ohne besondere Vorkommnisse, vor allem bei Hassan, kamen sie erschöpft in Roberts Haus in Utrecht an. Utrecht war eine schöne, typisch holländische Stadt, die bereits in den ersten Stunden einen heimeligen Eindruck auf Hassan machte, vor allem das moderne Viertel, in dem Robert wohnte.

„Leidsche Rijn ist ein Stadtteil im Westen der Stadt, der rund um Vleuten-De Meern liegt. Mit einer Bevölkerung von 47.092 Einwohnern in Leidsche Rijn und 51.299 Einwohnern in Vleuten-De Meern ist

dieser Stadtteil zu einem wichtigen Wohn- und Arbeitsort geworden. Das Projekt, das in den 2010er und 2020er Jahren realisiert wurde, hat dazu beigetragen, eine dynamische Gemeinschaft in der Region zu schaffen. Besonderes Augenmerk wurde auf die Schaffung einer vielfältigen Siedlungsstruktur gelegt, die durch zahlreiche Eigenheime [sic!] entlang zahlreicher Kanäle [sic!] gekennzeichnet ist. Die Bewohner von Leidsche Rijn und Vleuten-De Meern profitieren von einer gut entwickelten Infrastruktur, einschließlich Schulen, Kindertagesstätten, Einkaufszentren sowie Freizeit- und Sporteinrichtungen.“¹

Roberts Haus war eher eine schlossartige Villa, mit einem künstlichen Wasserbecken, in einem sehr umfangreichen Park. Hassan fiel nun zum ersten Mal richtig auf, dass Robert offenbar reich und vermögend war. Sobald sie beide die riesige Treppe zu dem mit einer Art Baldachin überdeckten Eingang hinaufgegangen waren, stellte Hassan eine scheinbar beiläufige Frage:

1

Bibliografische Angaben für „Utrecht“.	
Seitentitel:	Utrecht
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	27. Januar 2024, 12:31 UTC
Versions-ID der Seite:	241599828
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Utrecht&oldid=241599828
Datum des Abrufs:	11. Mai 2024, 16:54 UTC

„Was arbeitest du eigentlich, Robert?“



Abb. 3

Enthüllungen.

Robert druckst herum und antwortet kryptisch:

„Denke an deine eigene Geschichte. Du lernst mich auf den Philippinen kennen und bekommst die Chance, nach Europa zurückzukehren. Was denkst du, ist der Grund für dieses Glück, dass du erlebst?“

Hassan antwortet, ohne zu zögern, weil er davon überzeugt ist, was er sagt:

„Du hast dich in mich verliebt und willst mir helfen!“

Robert lacht süffisant.

„Hassan, wie naiv bist du?!“

„Was meinst du?, Stimmt das etwa nicht? Und was ist dann der Grund?“

„Ich finde dich natürlich attraktiv und nett und genau deswegen bist du geeignet für das, was ich tue.“

Hassan fühlt sich plötzlich auf einem Art Floß, inmitten eines Ozeans. Der Untergrund, auf dem er steht, wackelt und droht, ihn abzuwerfen. Hassan bekommt Angst, aber noch versteht er nicht, warum. Seine Gefühle scheinen bereits mehr zu erahnen, als sein Verstand. Aber das Floß schwankt weiter und lässt nicht nach, ihn jeden Augenblick an die tosenden Wellen der Wirklichkeit zu verlieren.

„Sag’ mir die Wahrheit. Willst du mir etwa sagen, du hast mich mitgenommen, nicht, weil du mich liebst, sondern, weil ich einen Zweck erfülle?!“

„Ich wusste doch, dass du ein schlauer Junge bist!“, sagte Robert mit einem perfiden, unechten Lächeln.

„Und, was ist dann der wahre Zweck?“

*„Du wirst in unserem Harem arbeiten und genau das tun, was du am besten kannst: f****!“*



Abb. 4

Als Hassan das hörte, öffneten sich seine inneren Augen, die lange vor Glück und Liebe für diesen Mann geschlossen waren. *„Wie naiv konnte man sein?“*, dachte Hassan und große Wut stieg in ihm auf, naturgemäß zunächst gegen ihn selbst gerichtet, aber dann erhob sich ein Hurrikan auf den Wogen seines Ozeans, das Floß kenterte und die Wellen erfassten Hassan und verschluckten ihn in die Tiefen seiner Seele. Er erstickte fast an seinen Gefühlen, die ihn nun erfassten. Nur waren es keine Gefühle von Liebe und Geborgenheit, sondern sie verwandelten sich, in Sekunden, zu genau dem Gegenteil davon: Hass und Abscheu erfassten ihn und sein Adrenalinpiegel schoss in nie da gewesene Höhen.

Hassan holte aus und schlug erbarmungslos zu.

Der Eingang zur Hölle.

Hassan hatte ordentlich zugeschlagen, womit Robert mitnichten gerechnet hatte; er ging zu Boden und blieb liegen. Hassan überprüfte nicht mehr, was ihm geschehen war. Er wollte nur noch weg und alles hinter sich lassen. Von einem Moment zum anderen waren alle Seifenblasen zerplatzt. Alles, was er sich erhofft und erträumt hatte, war zu Schaum geworden, der nun in einen ordinären Abfluss lief und alles wegschwemmte, was Hassan geplant hatte. Immerhin hatte er es geschafft, nach Europa zu gelangen, aber mehr auch nicht. Und wieder haderte er mit sich selbst, dass er so naiv gewesen war, um zu hoffen, dass Robert ihn geliebt hatte.

Hassan war einfach nur weggelaufen und er fühlte etwas, was er selbst nicht an sich kannte. Absolute Gleichgültigkeit. Es war ihm egal, ob er Robert tödlich verletzt hatte und ob er hierfür belangt werden könne. Niemand wusste von Robert und ihm, auch wenn er während des Fluges und am Flughafen mit ihm gesehen oder gefilmt worden war, konnte man ihm nichts beweisen, dachte er. Als das Adrenalin nachließ und er sich wieder etwas beruhigt hatte, machte er sich doch Gedanken. Was wäre, wenn Robert gestorben wäre, wäre er dann des Mordes verdächtig, könnte man ihn finden?

Robert hatte nicht damit gerechnet, dass Hassans Reaktion derart heftig und plötzlich ausfiel. Er wählte ihn abhängig von ihm und noch während er zu

Boden fiel, hatte er den merkwürdigen Gedanken: *„Warum habe ich Hassans Reisepass nicht einbehalten?“* Dieser Umstand hätte natürlich nichts daran geändert, dass Hassan Deutscher war und jederzeit einen neuen bekommen würde. Robert war es gewohnt, dass seine „Schützlinge“ keine deutschen Staatsbürger waren und, ohne ein Aufenthaltsrecht, völlig abhängig von ihm waren. Niemand wusste, wie überhaupt er es erreichte, fremde Jugendliche und Heranwachsende ins Land zu bekommen. Tatsächlich bestach er zwei bestimmte Grenzschrützer, die am Utrechter Flughafen regelmäßig arbeiteten und ihn mit seinen „Eroberungen“ einfach durchließen. Sie waren Teil einer Maffia, die darauf spezialisiert war, international Kinder und Jugendliche zu „rekrutieren“, um sie in Bordellen und Lagern entsprechenden Interessenten anzubieten. Dies waren jedoch keine kleinen, unbedeutenden Freier, sondern sie stammten aus hohen politischen und Wirtschaftskreisen des Landes und zogen im Hintergrund ihre Fäden, damit alles so glatt, wie möglich ablief.

Robert hatte selbst einmal als kleiner Stricher angefangen, als er erst 10 Jahre alt gewesen war. Sein Vater hatte ihn, um überleben zu können, an Bekannte und Freunde „verkauft“ und hatte auf diese Weise sein Einkommen gesichert. Als Robert dann in das Alter gekommen war, als sich des Vaters Kunden nicht mehr für ihn interessierten, wurde er selbst zum Mithelfer seines Erzeugers, um andere Jugendliche anzulocken und entsprechend auszubuten. Robert hatte also sehr früh sein „Handwerk“

erlernt und wurde immer mehr zu einem der Haupttäter der „Organisation“, wie sie sich selber nannte. Die Krux war, dass Robert keine Schulbildung hatte, denn sein Vater hatte über seine weit reichenden Beziehungen dafür gesorgt, dass die staatlichen Erfordernisse sozusagen „vergessen“ worden waren.

All dies wusste Hassan natürlich nicht und war sich der Tragweite seines Handelns, im Moment der Ausführung, nicht bewusst. Dadurch, dass er als Deutscher in einem Land der EU war, deren Staatsbürger er war und sich nicht weiter auf die für ihn geplante Laufbahn einließ und dieselbe damit erst gar nicht begonnen hatte, konnte er sich sozusagen im letzten Augenblick den Fängen der Maffia entziehen. War man nämlich bereits einmal in den Mühlsteinen der Verbrecherorganisation eingebunden, war ein Entkommen nahezu unmöglich. Nun konnte er an der Schwelle zur Hölle, die in diesem Falle Roberts Anwesen war, diesem rechtzeitig entfliehen, nachdem er Robert erst einmal physisch ausgeschaltet hatte.

Hassan haderte mit seiner Tat, einfach jemand niederzustrecken. Sein ihm alt bekanntes Schuldgefühl meldete sich erneut und verstärkt, aber immer mehr erkannte er, was richtig und was falsch war. Richtig war es, intuitiv zu handeln, um Roberts Plänen zu entfliehen, richtig war es auch, dies diesmal, an dieser Stelle, mit Fäusten zu regeln, denn es ging um sein Leben und seine Sicherheit. Der Drang, sich auf diese Weise zur Wehr zu setzen, überbot die politisch korrekte, fast biblische Verhaltensmaß-

regel: *„Erhebe nicht deine Faust gegenüber einem Mitmenschen, es sei denn du musst dich verteidigen.“* Und genau das hatte Hassan getan. Das Problem bei all diesen Erfahrungen, die Hassan in seinem Leben machen musste, war, dass er sich mit niemanden austauschen, geschweige denn sich einen Rat bei einem Freund oder einer Freundin holen konnte. Er war ganz auf sich alleine gestellt. Dies hatte allerdings den Vorteil, dass er immer stärker wurde und er viel dazu lernen konnte, was andernfalls wahrscheinlich unmöglich gewesen wäre. Hassan wurde langsam erwachsen und er lernte, dass es nicht alleine seine Schuld war, dass er so viel Pech und Schwierigkeiten hatte.

Hassan tat etwas, was er sich eigentlich nicht vorstellen konnte. Er ging zu einem Shelter für Obdachlose und fragte nach einem vorübergehenden Schlafplatz. Wo sollte er sonst hin? Zu seinen Eltern konnte er nicht mehr gehen, sie hatten ihn verstoßen. Sein Pech und gleichzeitig sein Glück war es jedoch, dass man ihn abwies, man sei ausgebucht. Was nun? Ohne lange nachzudenken, ging Hassan zur nächsten Autobahnauffahrt und trampelte zu einem Zuhause, das er eigentlich nicht mehr hatte. Er fuhr nun doch zu seinen Eltern.

Teil 2

Hassans Eltern

Mohammed und Aischa.

Mohammed und Aischa waren Hassans Eltern. Beide waren gleich alt und in schrecklich armen Verhältnissen groß geworden. Ihre beiden Familien lebten in einer Höhle, die in der Nähe von Temara, direkt am Mittelmeer lag. Sie wurde erst in der Zeit von 1955 bis 1957 offiziell entdeckt und erst im Zeitraum von 1967 bis 1975 weiter erforscht. Hassans Familie lebte, zusammen mit einigen anderen, bereits lange dort, bevor sie offiziell bekannt und erforscht wurde. Die Höhle hatte ihnen Schutz vor der großen Hitze und dem monsunartigen Regen in dieser Gegend geboten und kostete kein Geld, das Hassans Eltern nämlich nicht hatten. Mohammed war ohne jegliche Bildung und verdingte sich als Transporteur für kleine Lasten. Diese Hilfsarbeit verrichtete er mit einem kleinen, selbst zusammengezimmerten Lastenkarren, den er hinter sich her zog und z.B. kleinere Umzugsgüter von einem Ort zum anderen brachte. Der Erlös war gering, brachte der kleinen Familie aber immerhin etwas zu essen. So konnte Hassan, als er ins schulfähige Alter kam, nicht zur Schule im nächstgelegenen Temara gehen, weil der Schulbesuch Geld kostete, das Mohammed dafür nicht übrig hatte. Überdies war der Weg weit und beschwerlich und war für kleine Kinder ungeeignet. So blieb Hassan in der Höhle und lernte, wie sein Vater sagte, vom Leben, das sei Schule genug. All den anderen, unnötigen „Mist“ brauche er im Leben gar nicht, sagte er immer wieder, wenn Hassan fragte, warum er nicht zur Schule gehen dürfe, wie all die anderen Kinder.

Je älter Mohammed wurde, desto beschwerlicher wurde seine Hilfstätigkeit, die er so viele Jahre gemacht hatte. Sein Rücken war völlig desolat und eine dringend nötige Operation konnte er natürlich auch nicht bezahlen. Eines Tages beschloss er, all sein Erspartes zusammenzukratzen und einen Schleuser, den er von seiner Tätigkeit her kannte, zu bitten, ihm eine Möglichkeit zu eröffnen, nach Europa zu gelangen. Der Schleuser hatte mehrere ausrangierte Boote zur Verfügung, die er Fischern für einen Apfel und ein Ei abgekauft hatte, vorgeblich, um sie zu entsorgen. Diese Boote waren meist noch leidlich in Takt, würden jedoch keine langen Überfahrten nach Europa überstehen. Das war dem Schleuser aber ziemlich egal. Er dachte, „nach ihm die Sintflut“, was den Flüchtenden in seinen Booten widerfahren könnte, spielte für ihn keine Rolle mehr. Sobald er sein Boot verkauft hatte und es abgelegt hatte, vergaß er es. Mohammed bekam einen angeblichen Extrasonderpreis für Freunde, in Wirklichkeit war es der gleiche Preis, den er allen abnahm. Mohammed hatte keine Vergleichsmöglichkeit und so zahlte er, im Glauben, er hätte einen Vorteil erhalten. Ohne seine Aischa zu fragen, ob sie überhaupt fliehen wollte, hieß es eines Tages: *„Packt eure Sachen, es geht nach Europa!“* Aischa, die als Ehefrau kein Recht hatte, irgendetwas, was ihr Ehemann sagte, zu hinterfragen, tat, wie ihr geheißен und die kleine Familie packte kleine Bündel zusammen und ging zu Fuß zum Meer.



Abb. 5

Die Überfahrt.

Als Mohammed mit seiner Familie zum Strand kam, lag dort bereits ein kleiner, aber sehr alter Kutter, in dem sich bereits mehrere Menschen befanden. Das kleine Boot schaukelte ganz schön hin und her, da gerade an diesem Tag ein hoher Wellengang herrschte. Aischa und auch Hassan, der ja noch ein kleines Kind war, bekamen furchtbare Angst, aber der Schleuser drängte sie einzusteigen. Er wollte unbedingt verhindern, dass die Polizei von seinem Vorhaben erfuhr, denn darauf standen hohe Strafen. Mohammed hob Aischa und Hassan ins Boot und stieg dann selber ein. Kaum hatten sie sich auf den Boden des Bootes hingesetzt, denn Sitzgelegenheiten gab es nicht mehr auf diesem ausgeschlachteten Kahn, kamen noch weitere Dutzende von Leuten herbeigelaufen, als hätten sie in den Dünen versteckt gewartet. Plötzlich wurde das Boot so voll, dass die drei kaum noch Platz zum Sitzen hatten. Da Hassan noch klein war, bekam er große Angst, erdrückt zu werden. Er weinte und schrie und sofort schlug ihn jemand aus den um ihn herum sitzenden Männern, damit er aufhöre und niemanden auf das Boot aufmerksam machte. Mohammed stand auf, um den Schläger ebenfalls zu schlagen, fiel aber direkt um, als er das versuchte, da das Boot so stark wackelte. Er schrie den Schläger an und drohte ihm, ihn umzubringen. Sofort kam der Schleuser herbei und zerrte den Schläger aus dem Boot heraus und schickte ihn weg. Dieser prügelte sich dann mit dem Schleuser, schließlich hatte er ihm viel Geld bezahlt. Dann geschah etwas ganz

Furchtbares, was alle auf dem Boot in helle Panik versetzte. Der Schleuser zückte eine Pistole und erschoss den Mann.



Abb. 6

Sofort nach diesem kaltblütigen Mord, sprang der Mann, der sich als „Kapitän“ herausstellen sollte, auf das Boot und startete den kleinen Außenbordmotor. Das Boot fuhr in hoher Geschwindigkeit davon und machte dabei einen Höllenlärm. Spätestens jetzt hätten Polizisten gehört, was hier vor sich ging, aber sie hätten nun nichts mehr ausrich-

ten können. Der ermordete Mann blieb am Strand zurück und alle waren froh, dass sie nun unterwegs waren. Dadurch, dass das Boot durch die hohe Geschwindigkeit aus seiner schwankenden Schiefelage herausgezogen wurde und sein Bug ziemlich in die Höhe ragte, war es zu verdanken, dass es nicht gekentert war.

Inzwischen war es dunkel geworden und man konnte nicht die Hand vor Augen sehen. Es gab weder Licht, noch hatte der Kapitän ein Messgerät, wie z.B. einen Kompass, um den Kurs zu überprüfen. Es war eine Fahrt ins Blaue oder besser gesagt, ins Tiefschwarze. Im Boot war ein lautes Wimmern und Wehklagen zu hören, vor allem von den Kindern und Frauen. Alle hatten furchtbare Angst vor dem, was noch alles passieren konnte. Die Fahrt ging an der marokkanischen Küste lang, an Tanger vorbei, und dann bis Tarifa in Spanien. Insgesamt benötigte das Boot acht Stunden, wenn alles gut ging. Die Geräusche und der Krach durch den Motor und die wimmernden Menschen waren nahezu unerträglich und verursachte bei allen großen Stress. Plötzlich und völlig unerwartet, tauchte eine Jacht auf. Offenbar gehörte sie Privatleuten, aber erst einmal dachten alle an ein Boot der Küstenwache. Die Jacht fuhr, ohne, dass sich jemand blicken ließ, einfach weiter. Offensichtlich schliefen die Passagiere und es war auch kein Steuermann zu sehen. Alle atmeten auf, nachdem sie vorher vom Kapitän ermahnt worden waren, keinen Mucks von sich zu geben.

Nach ein paar Stunden kam plötzlich ein starker Wind auf und brachte das Boot zum Schaukeln. Hohe Wellen entstanden auf See und wurden vom Wind über die Reisenden gespült. Erneut kam schreckliche Panik auf, vor allem, als die Wellen die Menschen erfassten. Viele hatten Angst zu ertrinken, auch weil sie sich nirgendwo wirklich festhalten konnten, wenn sie mitten drin saßen. Nachdem eine Art Monsterwelle das Boot fast zum Kentern gebracht hatte, zeigte sich, als die Welle wieder zurückwich, dass zwei Mann über Bord gegangen waren. Zwei Frauen, es könnten die Ehefrauen gewesen sein, schrieten laut auf und riefen nach ihren Männern. Die waren nirgendwo zu sehen und mit Sicherheit direkt untergegangen. Als jemand nach dem Kapitän rief, er solle beidrehen und nach den Männern suchen, schaute dieser sich noch nicht einmal um. Jemand arbeitete sich zu ihm vor und riss ihm am Ärmel, um ihn noch einmal aufmerksam zu machen, weil er vielleicht nichts gehört hatte. Der Kapitän drehte sich nur um und stieß den Mann, der ihn angerufen hatte, einfach brutal zurück. Der Mann blieb dann auch tatsächlich zurück, wahrscheinlich auch, weil er wusste, dass auch der Kapitän bewaffnet war. Er trug nämlich einen Colt am Gürtel, den jeder sehen konnte.

Inzwischen kauerte Hassan bereits, seitdem das Schiff abgelegt hatte, im Arm seiner Mutter und hoffte nur noch darauf, dass bald alles vorbei sein würde. Der Schock, dass einer, der aus dem Boot gefallen war, einfach zurückgelassen worden war, saß tief, vor allem weil jedem im Boot klar wurde,

sie könnten die Nächsten sein, wenn sie sich nicht im Schiff halten konnten. Dies führte stellenweise dazu, dass sich Leute gegenseitig halfen, es gab aber auch welche, die andere zurückstießen, um nicht über Bord zu gehen. Alles in allem, war die Situation an Bord höchst angespannt und es konnte jederzeit, durch eine Kleinigkeit oder ein Missverständnis, eskalieren.

Nachdem sie fast acht Stunden gefahren waren, erreichten sie die Straße von Gibraltar und inzwischen war es auch hell geworden. Das Gefühl, nun auf dem offenen Meer zu sein und nicht mehr die Küstenlinie in der Nähe zu wissen, war noch einmal mehr beängstigend für viele, vor allem die Frauen und Kinder. Bisher hatten sie immer gewusst, dass notfalls die rettende Küste ganz in der Nähe war, obwohl sie sie nicht sehen konnten, weil es stockdunkel war. Manchmal jedoch waren diffuse Lichterketten am Horizont zu sehen gewesen, nun aber war zunächst nichts mehr zu erkennen, zumindest in der Richtung, in der sie fuhren.

Nach weiteren, beunruhigenden vier Stunden, erreichten sie endlich das spanische Ufer. Die Sonne war inzwischen im Zenit angekommen und brannte ohne Unterlass auf die ungeschützten Köpfe vieler Insassen. Einige Frauen hatten ihr Hijab, ein muslimisches Kopftuch, über ihren Kopf gezogen oder ihrem Kind als Sonnenschutz umgebunden. Aber die meisten hatten an keinen Kopfschutz gedacht und mussten in der brütenden Hitze ausharren.

Als das Boot endlich an Land ging, mussten der Kapitän und einer seiner Gehilfen aus dem Boot springen, um es an den dort befindlichen Strand zu ziehen. Der Strand war, wie sich herausstellte, ein Badestrand und es gab dort schon einige Badegäste, die ihren ganz normalen Urlaubstag zu genießen schienen. Als das Boot landete, gab es laute Schreie und einige Leute liefen zusammen zum Boot, offenbar, um zu helfen. Da die Passagiere im Boot jedoch nicht einschätzen konnten, ob diese Leute nicht etwa feindlich gesinnt waren, kam große Unruhe auf. Der Kapitän zückte sogleich seinen Colt. Schnell aber war klar, dass die Menschen am Strand nur helfen wollten. Einige hatten bereits Wasser mitgebracht und gaben es den Bootsflüchtenden bereitwillig. Ein paar Frauen hatten Tücher dabei, die sie den Frauen umlegen wollten. Diese wiesen diese Tücher jedoch zurück, da es ihnen alles andere, als kalt war.

Inzwischen hatte jemand die Strandpolizei gerufen, die es hier seit einiger Zeit, zum Schutze der internationalen Badegäste, gab. Die Beamten hatten bereits Einsatzfahrzeuge von Sanitätern im Schlepptau, so dass schnelle Hilfe für diejenigen bereitstand, die verletzt oder einfach nur total erschöpft waren. Auch gab es Hilfe für Verbrennungen durch die starke Sonnenstrahlung. Besonders Hassan hatte das Ganze mitgenommen, er lag apathisch in den Armen seiner Mutter und kam schnell an die Reihe, um untersucht zu werden. Aischa machte Zeichen, die den Sanitätern bedeuten sollte, dass er hauptsächlich psychisch schwer angeschlagen war,

schließlich war er Zeuge eines Mordes am Strand von Marokko geworden und er hatte erlebt, wie einer über Bord gegangen war. Der Sanitäter war so ausgebildet, dass er Aischas Zeichensprache schnell verstand und half Hassan mit einem starken Beruhigungsmittel. Die Polizei hatte während dieser Hilfsaktionen schnell herausgefunden, wer der Kapitän war und hatte ihn festgenommen, weil sie ihn für den Schleuser hielt. Mohammed war sofort dort hingeeilt und hatte den Polizisten, in gebrochenem Englisch, erklärt, dass der Kapitän nichts mit der Schleuserei zu tun gehabt hatte. Aber er hatte ihnen versucht zu berichten, dass er einem Mann, der über Bord gegangen war, keine Rettung angeboten hatte. Daraufhin nahmen sie ihn mit, trotz des heftigen Protests des Kapitäns. Dieser hatte die Ausführungen von Mohammed nicht verstanden, deshalb war er nicht auf ihn böse, sondern beschuldigte die Polizisten auf Arabisch, dass sie einen Fehler machen würden. Alle waren froh, dass dieser brutale Mann fort war, obwohl er sie relativ sicher nach Spanien gebracht hatte. Trotzdem aber, weinte ihm niemand eine einzige Träne nach.

Der Auszug nach Deutschland.

Der Weg, nach der Landung in Spanien, war noch weit. Zunächst einmal wurde Hassans kleine Familie in ein Zwischencamp gebracht. Dort verbrachten sie zwei ganze Wochen, unter unsäglichen Bedingungen. Es gab nur große Sammelzelte, in den es keinerlei Privatsphäre gab. Ungefähr 200 Menschen mussten sich ein Zelt teilen. Es gab keinerlei Abtrennungen zwischen den Lagerstätten und die hygienischen Verhältnisse auf den Toiletten waren schlimm. Essen kam per Lastwagen und meist gab es nur Suppeneintöpfe zu essen. Immerhin gab es genug Trinkwasser und die medizinische Versorgung war gut.

Nach zwei Wochen wurden die Geflüchteten auf verschiedene Länder der EU verteilt und Hassans Familie bekam ein Ticket nach Deutschland. Mohammed hatte schon viel von diesem, ihm bisher völlig fremden Land gehört. Natürlich wusste er von dessen Vergangenheit, gleichzeitig hatte man ihm aber erzählt, dass es eines der wohlhabendsten Staaten in Europa war und es den Geflüchteten viel Geld an Unterstützung zahlen würde. Manche behaupteten sogar, dass Deutschland den meisten eigene Häuser schenken würde. Letztlich wusste jedoch niemand wirklich Genaues und Mohammed nahm sich vor, abzuwarten und dem Schicksal seinen Lauf zu lassen.



Abb. 7

Sie waren eine der wenigen, die mit dem Flugzeug zu ihren Zielorten geflogen wurden, viele andere wurden mit der Eisenbahn oder Bussen abtransportiert. Hassans Familie sollte nach Köln geflogen werden, einer Stadt, von der Mohammed und Aischa noch nie gehört hatten. Schon während des Fluges wurden sie durch ein Video über diese Stadt am Rhein informiert. All das, was sie da zu sehen bekamen, war ihnen ganz schön fremd und sie bekamen ein bisschen Angst, ob sie es schaffen

würden, sich dort einzuleben. Auf dem Weg zum Flughafen stand ein riesiges Werbeschild am Straßenrand, auf dem sie in diesem Land willkommen geheißen wurden. Mohammed gefiel ein kleines Detail, das ihm auffiel: Der Willkommenstext hatte einen unbedeutenden Fehler, ein Buchstabe fehlte bei dem Wort „weloming“, nämlich das „c“. Er hoffte, dass dies ein gutes und kein schlechtes Omen war, denn einerseits war Deutschland offenbar doch nicht so perfekt, wie viele sagten (einer seiner Mitflüchtenden hatte zu ihm leise auf Arabisch gesagt: *„Sie waren sogar die Perfektesten, wenn es um das Töten von Juden ging!“*) und hatte dabei süffisant gelächelt. Die andere Möglichkeit schien es zu sein, dass ein Land, das auf Werbeplakaten für sich warb und dort Fehler machte, auch später ebensolche mit seinen Zuwanderern machen würde. Mohammed sprach darüber nicht mit Aischa, er wollte sie nicht beunruhigen. Er war doch etwas verunsichert, aber was sollte er denn machen? Er war froh, aus der großen Armut seiner Heimat entflohen zu sein und schlechter, als da, konnte es in Deutschland allemal nicht sein. Sie alle sahen sich nun das Video an, es wurde direkt vor ihren Augen im Sitz der vor ihm sitzenden Person gezeigt, man konnte den Worten und Bildern gar nicht entfliehen:

**Willkommen auf deinem Weg nach Köln! Du bist auf der Suche nach einem neuen Zuhause und möchtest mehr über die Stadt erfahren, in die du bald umziehen wirst? Dann ist unser Video genau das Richtige für dich! Erfahre von anderen Geflüchteten aus Afrika, die bereits in Köln leben, alles*

*über ihre Erfahrungen, Tipps und Empfehlungen für dein neues Leben in dieser wundervollen Stadt. Lass' dich inspirieren und freue dich auf deine Zukunft in Köln!**¹

*„In unserem Video über Köln erfährst du nicht nur von anderen Geflüchteten aus Afrika, sondern auch über die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Besuche den imposanten Kölner Dom, erkunde das lebendige Stadtviertel Ehrenfeld oder entspanne am Rheinufer. Tauche ein in die vielfältige Kultur und Geschichte Kölns und entdecke die zahlreichen Museen, Parks und Veranstaltungen, die die Stadt zu bieten hat. Mit unserem Video bist du bestens vorbereitet auf dein neues Leben in Köln! Schau es dir jetzt an und lerne deine zukünftige Heimat noch besser kennen.**²

Aischa und Hassan waren bald eingeschlafen, nur Mohammed schaute noch gebannt auf das, was er da präsentiert bekam. Was hatte er da gehört? Es gab dort viele Menschen, die anders waren, als „normale“ Menschen. Köln war einer der queersten Städte der Welt? Ob er das alles verstehen werden

¹ Quelle: Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de),

Antwort an den Autor auf die Anfrage:

„Schreibe einen Werbetext für ein Video, das Geflüchteten aus Afrika etwas über ihre neue Heimat Köln erzählen soll, damit sie wissen, wohin sie, nach ihrer Flucht, hintransportiert werden.“.

Persönliche Kommunikation, 17. Mai 2024.

² Quelle: Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de),

Antwort an den Autor auf die Anfrage:

„Ergänze nun das Video mit einem Begleittext über die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Kölns.“. Persönliche Kommunikation, 17. Mai 2024.

könnte, wusste er nicht. Fast schon fing er an, alles, was er initiiert hatte, zu bereuen.

Plötzlich war aber auch Mohammed eingeschlafen.



Abb. 8

Die Ankunft.

Hassans Familie war sehr erstaunt, als sie den Dom sah, sie hatten sich ihn nicht so groß vorgestellt. Ihnen fiel auf, dass hier alles wohl organisiert war, die Straßen waren alle schön in Ordnung, es gab keine Schlaglöcher, wie in Marokko und es lag überhaupt kein Müll auf der Straße. Die Menschen waren alle gut gelaunt, so schien es ihnen und die

Sonne tauchte alles in ein wunderschönes, sommerliches Licht. Der ein oder andere schaute zwar nach ihnen, weil sie für sie ungewöhnliche Kleidung trugen, aber das machte ihnen nichts. Nach einiger Zeit bemerkten sie, wie viele unterschiedliche Ethnien es in der Stadt gab, alle Menschen waren bunt gemischt und insbesondere Mohammed war überrascht, wie vielfältig die Bevölkerung zu sein schien. Bevor sie sich alles näher anschauen konnten, hatten sie den Auftrag von ihren Betreuern erhalten, sich direkt zum Auffanglager für Geflüchtete zu begeben. Sie waren mit dem Zug, einer Art Regionalbahn, die sich S-Bahn nannte, vom Flughafen zum Kölner Hauptbahnhof gefahren und sollten nun über die Hohenzollernbrücke, die eine Eisenbahnbrücke war, zu Fuß zum Messezentrum auf der gegenüberliegenden Rheinseite gehen. Auf diesem Gelände waren Unterkünfte für Geflüchtete eingerichtet worden und dort sollten sie sich mit ihrem Einreisevisum melden.

Als sie über die Brücke gingen, fiel ihnen eine ungewöhnliche Besonderheit auf. Es gab ein Gitter, welches die Zugstrecke vom Fußgängerweg trennte und daran waren Hunderte, wenn nicht Tausende von Schlössern angebracht. Alle drei rätselten über dieses merkwürdige Phänomen und keiner wusste eine vernünftige Antwort. Erst viel später erfuhren sie, dass es sogenannte Liebesschlösser waren, die frisch Verliebte dort aufhängten, um ihre Liebe zueinander zu bekräftigen, es bedeutete auch, ihre Herzen sollten auf ewig verschlossen und aneinander „gekettet“ sein. Aischa sagte zu ihren Lieben,

es könnten doch keine schlechten Menschen sein, die sich einen solch romantischen Brauch einfielen ließen. Mohammed küsste sie und zum ersten Mal fühlten sie alle drei so etwas wie Glück.

Sie konnten das Aufnahmelager auf dem Kölner Messegelände gut zu Fuß erreichen und gleich am Eingang wurden sie freundlich empfangen und in eine Besprechungskabine weitergeleitet. Dort saß ein Doktor, um sie zu untersuchen, der dies gleich vor Ort tat. Er erklärte, dies sei nötig, um alle Menschen, mit denen sie hier Kontakt haben würden, zu schützen. Anschließend übernahm ein anderer Herr die Drei, um sie zu einigen Dingen zu befragen, z.B. fragte er sie, ob sie einen besonderen Wunsch für eine Unterkunft hätten. Mohammed antwortete, dass sie das annehmen würden, was ihnen angeboten werden könnte. Sie wären froh, dass sie in Freiheit und Sicherheit sein dürften. Der Herr bedankte sich höflich und berichtete dann, was er für die kleine Familie vorschlagen konnte. Der Herr sprach sogar Arabisch und so war eine Verständigung sehr einfach. Er erzählte ihnen, dass es in einem Stadtteil von Köln einen älteren Herrn gab, der alleine in einem großen Haus wohnte und sich über Gesellschaft freuen würde. Er hätte extra seinen ehemaligen Inhouse-Swimmingpool umgebaut und daraus eine kleine Wohnung fertigen lassen. Sie würden einen eigenen Bereich für die Familie haben, mit separatem Eingang, eigener Küche und eigenem Bad. Der Herr, der sich als Mr. Karakuda vorgestellt hatte, fragte dann alle Drei, auch Hassan, ob sie damit zufrieden wären. Mohammed

schaute kurz seine Frau und Hassan an und beide nickten lächelnd. Aischa war heilfroh, dass sie nicht wieder in einem großen Lager, wie in Spanien, leben mussten. Sie gaben grünes Licht und schon ging es, nach wenigen Minuten, mit einem Shuttlebus in ihre neue Heimat.

Der Weg in den Stadtteil am äußeren Rand dieser großen Stadt, war recht kurz und dauerte nur ca. vierzig Minuten. Mohammed gefiel das, was er unterwegs aus dem Bus heraus sah. Die meisten Häuser waren niedriger, als in der Stadt und es gab viel Grün. Der Unterschied zu Marokko war eklatant, was ihnen allen auffiel, es gab kaum Müll auf den Straßen und alle Wege waren asphaltiert oder mit Bodenplatten belegt. In Marokko war alles irgendwie unfertig gewesen, die meisten Straßen, dort wo sie gewohnt hatten, waren Schotterpisten und überall hatten Müll und vor allem Plastiktüten in rauen Mengen herumgelegen. Auch viele Häuser schienen unfertig gewesen zu sein, denn meist ragten aus den oberen Stockwerken eiserne Armierungen heraus, die darauf zu schließen schienen, dass bei diesen Häusern weitergebaut werden sollte und offensichtlich das Geld dafür fehlte. In Wahrheit war dieser unfertig wirkende Zustand genau so auch beabsichtigt, denn die staatliche Bausteuer wurde erst fällig, wenn das Haus fertig war und so blieben die meisten Häuser eben „unfertig“. In Deutschland schien alles das geregelt zu sein und Mohammed gefiel, was er da zu sehen bekam. Diese erste Fahrt machte nun den drei Auswanderern Lust auf mehr.

Was ihnen noch auffiel, der Verkehr war völlig anders, als in ihrer Heimat, er war geregelter, die Autos fuhren viel langsamer (weil sie die Regeln besser einhielten) und man konnte sehen, dass sie nicht den Vorrang vor den schwächeren Verkehrsteilnehmern hatten. In Marokko herrschte auf den Straßen das Recht des Stärkeren, wer nicht aufpasste, wurde umgenietet und wenn ein Fußgänger an- oder umgefahren wurde, galt er noch als der wahre Schuldige. Hier in Deutschland schien das genau umgekehrt zu sein und da die Drei zumeist als Fußgänger unterwegs gewesen waren und kein Auto hatten, fanden sie diesen Zustand hervorragend.

Aischa hatte ein besonderes Augenmerk auf die Kleidung der Frauen auf der Straße. Es gab einige Verschleierte, aber die meisten trugen moderne und legere Kleidung. Da Aischa immer ein Kopftuch trug, war das für sie ungewohnt, aber sie freute sich insgeheim bereits darauf, ein wenig mehr Freiheit gewinnen zu können. Ihr Mohammed hatte nichts dagegen, das wusste sie, weil er ihr schon kurz vor der Ehe zugesagt hatte, dass er die religiösen Vorschriften nicht so streng sähe und ihr die Freiheit lassen würde, dies alles selbst zu entscheiden. Aischa war froh, dass ihr Mohammed so liebevoll und freiheitlich dachte, das war in vielen Ehen ganz anders.

Inzwischen waren sie bei dem älteren Herrn angekommen.



Abb. 9

Im Bus hatte Hassans Familie und die anderen, die noch weiter in Köln verteilt wurden, ein Beamter der Stadt begleitet, der sie nun Herrn Dr. Rossbach, wie der ältere Herr hieß, vorstellte. Mohammed hatte im Auffanglager, in der Kölner Messe, ein kleines Smartphone erhalten, mit dem er das Wichtigste nutzen konnte. So machte er jetzt, nachdem er Herrn Dr. Rossbach gefragt hatte, ein Willkommensfoto. Der Herr, so stellte sich heraus, war ein ehemaliger Arzt, der nun seit einem Jahr im Ruhestand war. Mohammed war froh, dass er Arzt

war, weil er dachte, wenn etwas mit ihrer Gesundheit wäre, könnte er ihnen bestimmt direkt vor Ort helfen. Als sie sich nun bei ihm vorstellten, war er sehr freundlich und bat sie direkt hinein. Mohammed und Aischa schauten sich an, denn sie hatten das Gefühl, sie seien in einem Paradies gelandet. Das Haus war prächtig und bot Platz für etliche Personen. Herr Dr. Rossbach sprach gutes Englisch und erzählte ihnen, wie sehr er sich freue, endlich Gesellschaft zu bekommen. Er sagte, er hätte vor einem Jahr seinen Partner verloren und wäre nun ganz unglücklich, in diesem großen Haus ganz alleine leben zu müssen. Mohammed wunderte sich erst nicht, dass Herr Dr. Rossbach mit seinem Geschäftspartner zusammengelebt hatte. Aber später hatte ihn Aischa aufgeklärt:

„Das war sein Lebenspartner, Mohammed, wie naiv bist du denn eigentlich?!“, sagte sie mit einem liebevollen Lächeln. *„Hier ist doch alles ganz anders, als bei uns!“*

„Entschuldige, meine Teuerste!“, sagte er und lachte über sich selbst. *„Du warst in diesen Dingen immer weiter, als ich!“*

Herr Dr. Rossbach hatte laut lachen müssen, als Mohammed ihm viel später von seiner Dummheit erzählte. *„Das macht nichts, ich kann dich gut verstehen, hatte Herr Dr. Rossbach gesagt. „Ich musste mich auch lange Jahre daran gewöhnen, dass ich Männer liebe!“,* aber nun ist es ganz normal für mich.

Mohammed erwiderte lächelnd: *„Ich habe noch nie einen so lieben Menschen kennengelernt, vor allem einen, der meinen Horizont mit Würde und Verständnis so erweitern konnte. Wie konnte ich nur so dumm gewesen sein!“*

„Mohammed, ich bin so froh, dass ihr es seid, die zu mir gekommen sind. Ich hätte auch viel Pech haben können, stell' dir vor, du wärst orthodox und würdest mich hassen. Dann hätten wir ein Problem gehabt!“

Mohammed war glücklich, dass sie bei einem so lieben Menschen untergekommen waren und war ihm ausgesprochen dankbar. Als Herr Dr. Rossbach, nach einem Jahr, plötzlich an einem Schlaganfall starb, änderte sich, völlig unerwartet, so vieles.

Bruno.

Herr Dr. Rossbach hieß Bruno mit Vornamen und hatte sich in Köln als Chirurg einen Namen gemacht. Er war deshalb immer darauf bedacht gewesen, dass nichts über sein Privatleben an die Öffentlichkeit drang. Ein schwules Outing wäre für seine Karriere fatal gewesen und so lief sein bei ihm wohnender Freund unter „Assistent“. Er hatte lange geglaubt, dass diese Notlüge glaubhaft wäre, aber mit der Zeit war es ihm immer egal geworden. Er dachte, wenn ihn jemand ablehnte, obwohl er ihn vielleicht sogar durch seine ärztliche Kunst gerettet hatte, dann sei's drum. Überdies begannen sich die Zeiten auch zu ändern und so ließ er es irgendwann einfach darauf ankommen. Seine unmittelbaren Arbeitskollegen, vor allem das Ärzteteam in seiner Praxis, hatten eh schon früh Bescheid gewusst und es war ihnen egal gewesen, im Sinne von, es störte sie nicht.

Als sein Freund Richard dann eines Tags mit 56 Jahren starb, brach für Bruno eine Welt zusammen. Was sollte er nun in seinem großen Haus alleine tun? Jahrelang hatten sie immer wieder große Partys gefeiert und es waren Dutzende von Freunden aus aller Welt gekommen und hatten in seinem Haus übernachtet. Das Leben tobte dort und er war so glücklich, wie noch nie in seinem Leben. Eines Tages, es war schon spät in der Nacht, sah er im Fernsehen die vielen Flüchtenden, die von Afrika und Asien in riesigen Strömen nach Europa kamen und wurde sehr traurig. Er erkannte, dass er oft,

wegen Nichtigkeiten, auf hohem Niveau klagte und er bekam das starke Gefühl, jetzt endlich von seinem Glück etwas zurückgeben zu müssen. Er meldete sich bei der entsprechenden Behörde seiner Stadt und bot einen Teil seines Anwesens als Unterkunft für eine Familie an. Als die Beamtin, mit der er öfters telefonierte, sich bereit erklärte, ihm diese Möglichkeit zu gewähren und ihr Einverständnis gab, fing Bruno sofort an, sein altes und inzwischen unbenutztes Schwimmbadhaus umzubauen. Er ließ das große Becken verkleinern und ließ darüber zwei Stockwerke mit je einer kleinen Wohneinheit einziehen. Die ehemalige, großzügig und ausladend angelegte Schwimmbadterrasse wurde versetzt und bot seinen neuen Bewohner:innen einen direkten Zugang zum Wasser im nun etwas kleineren Becken. Die beiden Zimmer waren nach oben offen und wurden durch das Glasdach des hoch überdachten Schwimmbadhauses mit Licht und Luft gespeist. Da der Raum um die beiden eingelassenen Zimmern mit zum Wohnbereich dazu gehörte, würden seine Gäste ein zwar ungewöhnliches, aber lichtdurchflutetes neues Zuhause bekommen. In das Schwimmbadhaus wurde am Rand ein großzügiges Badezimmerareal eingebaut, in dem es drei Toiletten und ebenso viele Waschbecken gab, damit eine kleine Familie Platz für alle hatte. Der Duschbereich war begehrbar und so groß, wie manch kleine Zweizimmerwohnung.



Abb. 10

Als Mohammed und seine Familie dieses ausgeklügelte Arrangement sahen, wurden sie fast ohnmächtig. Mohammed glaubte, dass er von Allah nun eine Entschädigung für all das bekommen sollte, was ihn als Kind so gequält hatte, Armut, Hunger und keinerlei gesellschaftliche Anerkennung und Unterstützung. Aischa war in ganz ähnlichen Verhältnissen groß geworden und dankte Allah mit all ihrem Glauben. Vor allem Bruno wurde ihr großer Held, der ihnen nun alles gab, was ein Mensch nur geben kann.

Bruno wusste bereits seit Längerem, dass er sich auf das, was nach dem Leben kommt, vorbereiten musste. Und nachdem die kleine neue Familie, mit ihrer Bescheidenheit und Güte ihm gegenüber, sein Herz erobert hatte, fasste er einen für ihn äußerst logischen Beschluss. Er rief seinen Hausnotar an, der sofort herbeieilte, auch weil er ahnte, dass Bruno etwas Wichtiges und für ihn Lukratives geplant hatte. Als er bei Bruno eintraf, fackelte Bruno nicht lange und trug ihm seinen Plan vor.

Der Notar musste notieren:

„Mein letzter Wille:

Mein gesamter Besitz, vor allem das Haus mit allem, was es birgt, soll nach meinem Tod an die Familie Mohammed, Aischa und Hassan Thabit [was „der Stabile“ bedeutet, Anm. d. Autors] übergehen.“

Der Notar fragte verunsichert: *„Ist das wirklich dein Ernst?!“*

„Was denkst du denn?!“ Mehr sagte er an diesem Abend nicht.

Teil 3

Die Erbschaft

Die Erbschaft.

Als Bruno starb, bekamen Mohammed und Aischa große Angst, was nun werden sollte. Sie vermissten Bruno sehr, der ihnen, im Laufe des ersten Jahres in seinem Anwesen, bereits zu einer Art Großvater und bester Freund geworden war. Er hatte ihnen in allen Belangen, die eine Geflüchtetenfamilie ereilt, mit Rat und Tat und oft auch mit monetären Mitteln unter die Arme gegriffen. Mohammed hatte sich im Hausmeisterbereich nützlich gemacht und Aischa hatte die Küche übernommen. Hassan war inzwischen im schulpflichtigen Alter und ging, ganz in der Nähe, in die deutsche Grundschule. Hier lernte er in Windeseile Deutsch und konnte den Eltern oft bei Übersetzungen helfen, wenn einmal Bruno nicht zur Stelle war. Das Leben der drei Geflüchteten hatte sich nicht nur um 180 Grad gewandelt, es war wie ein Wunder, wie glücklich und in Frieden sie nun leben konnten.

Als Bruno dann plötzlich starb, gestalteten sich die ersten Tage sehr stressig. Da Mohammed und Aischa noch nicht gut genug Deutsch sprachen, konnten sie sich nicht um die Angelegenheiten seiner Beerdigung kümmern. Dies übernahm Brunos Notar, der gleichzeitig sein bester Freund war. Als alle erforderlichen Dinge erledigt waren und Bruno mit einer großen Trauerfeier beerdigt war, kam eben dieser Notar, ein Herr Kostulski, zu Mohammed und Aischa und bat um eine Unterredung. Mohammed war ausgesprochen nervös und Aischa versuchte noch, ihn zu beruhigen, denn beide dachten, nun

sei ihre Glückssträhne zu Ende und sie müssten bald das Haus verlassen.

„Macht euch keine Sorgen!“, versuchte Herr Kostulski beide in perfektem Englisch zu beruhigen, denn er wusste natürlich, was das Ganze für die beiden bedeutete. *„Ich mache es kurz. Euch gehört nun alles hier, ihr seid Vollerben!“*

Mohammed und Aischa wussten nichts mehr zu sagen, sie waren so überwältigt, dass sie glaubten, sie träumten. Mohammed fragte noch schüchtern:

„Wir glauben es einfach nicht, was aber genau sind Vollerben?“

„Das ist nur ein deutscher juristischer Ausdruck, dass euch nicht nur etwas, sondern eben alles gehören wird!“, beeilte sich Herr Kostulski zu antworten.

„Und weil ihr nun Besitz in Deutschland habt und hier arbeitet (zumindest besteht euer Vertrag noch, den ihr mit Bruno eben aus diesem Grund und, auf mein Anraten, damals gemacht hattet), wächst die Möglichkeit, die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen und damit alle Rechte zu bekommen, die ein deutscher Bürger bzw. eine Bürgerin hat. Wahrscheinlich wird es noch vier Jahre dauern, aber das ist doch bereits ein guter Anfang, was denkt ihr?“

Mohammed und Aischa waren immer sprachloser. Sie waren glücklich, dass Herr Kostulski so ein guter und ehrlicher Freund war und sie so unterstützte, wie es Bruno verfügt hatte. Mohammed nahm sich allen Mut zusammen und drückte Herrn Kostulski spontan. Dieser freute sich so ob dieser sehr intimen Geste und man konnte sehen, dass er Tränen in den Augen hatte.

„Ihr müsst wissen, ich war mal mit Bruno zusammen, lange, bevor er seinen letzten Freund hatte und Bruno war immer gut zu mir gewesen, selbst, als wir uns trennten, blieb unsere tiefe Freundschaft bestehen und ich habe ihm so viel zu verdanken. Ohne ihn, wäre ich nie Notar geworden. Ich weiß, dass er euch sehr geliebt hat und deswegen gehört ihr für mich zur Familie. Was auch immer geschieht, ich werde an eurer Seite sein!“

Mohammed und Aischa weinten vor Glück und als langsam die Sonne unterging, verabschiedete sich Herr Kostulski, der fortan nur noch Andreas genannt werden wollte und wünschte ihnen erst einmal Glück für die nächste Zeit.

Als die beiden zu Bett gingen, dachten sie, sie würden im Paradies wohnen, denn sie konnten es immer noch nicht glauben, das das Anwesen von Bruno nun ihnen gehörte. Um die laufenden Kosten dieses tollen Hauses brauchten sie sich auch nicht zu sorgen, Bruno hatte ihnen insgesamt 2 Millionen Euro hinterlassen, so dass ihre Zukunft für eine lange Zeit gesichert sein würde.

Völlig erschöpft schliefen beide ein. Auch Hassan war vor einigen Stunden bereits schlafen gegangen; er träumte von einem neuen, glücklichen Leben.

Hassans Entschluss.

Hassan wuchs nun in einer privilegierten Gesellschaftsschicht auf. Aus seiner Sicht waren seine Eltern Millionäre und, mit seinem Heranwachsen, verwischten sich die tatsächlichen Verhältnisse, die frühe Flucht und die Situation, in der er groß wurde, zu einer nur noch schemenhaften Erinnerung. Die Armut seiner Familie, die Emigration und all das, was damit in Zusammenhang stand und geschehen war, verblasste vor seinen Augen, auch weil die Zeit der Jugendlichkeit immer prominenter wurde, als das, was in der Kindheit war.

So kam es, dass Hassan bereits sehr früh, auf der einen Seite, gut in die deutsche Gesellschaft integriert war, andererseits jedoch seine Herkunft verdrängte und die Demut aus dieser Erfahrung, im Gegensatz zu Vater und Mutter, verlor. Er wurde zu dem, was viele Jugendliche werden, Töchter und Söhne gut situierter Familien, die, wie man öfter beobachten kann, die Dekadenz ihres Status' leben und Dinge tun, die sich arme Abkömmlinge nicht leisten können. So kam Hassan schon sehr früh mit Partygeschehen, Saufgelagen und auch Drogenexperimenten in Kontakt und landete schließlich bei einem exzessiven Konsum von Haschisch, der ihn so vereinnahmte, dass er seine schulischen Vorgaben und Ziele nicht mehr erreichen konnte. Seine Eltern, die über Jahre genug mit der Aufarbeitung ihres extremen Lebenswandels und großen Glücks zu schaffen hatten, waren mit solch dekadenten und für sie unerklärlichen Verhaltensmustern ihres Soh-

nes total überfordert. Als sie begannen, darüber nachzudenken, sich Hilfe zu holen, war es fast schon zu spät. Denn sie gehörten einer Generation an, die, neben ihrer Immigrationshistorie, lange zögerten, um sich Hilfe bei anderen zu holen. Das lag daran, dass man, wenn man schon so viel von einer Gesellschaft, ungefragt, und gefühlt, eigentlich unberechtigt, bekommen hatte, wie die beiden Elternteile in Deutschland, dann traute man sich nicht, noch mehr zu fordern oder anzunehmen. Statt dessen zogen sie sich, entsprechend ihrer Mentalität, ins Private zurück und versuchten, das Problem selbst zu lösen. Als Mohammed und Aischa aber merkten, dass dies nicht gelang, beschlossen sie, mit Hilfe von Andreas, nun endlich zu handeln.

Hassan musste „antreten“ und erhielt die Pistole auf die Brust gesetzt. Als Hassan seine Standpauke hinter sich gebracht hatte, wurde ihm bewusst, dass er etwas tun musste, vor allem schien ihm dies die Gelegenheit zu sein, endlich das zu thematisieren, was ihn am meisten beschäftigte:

Er wollte nun endlich sagen, dass er anders war, als seine Eltern erwarteten.

Epilog.

Kennt man die Vorgeschichte eines Menschen nicht, kann man vieles, was er oder sie tut, nicht immer auf Antrieb verstehen. Oft urteilt man zu früh und denkt, dieses oder jenes Verhalten sei der Nachweis für einen schlechten Charakter oder ein von Grund auf böse Wesen.

Schaut man dann aber hinter die Kulissen oder weit zurück in die ferne Vergangenheit, versteht man vielleicht plötzlich, wie es zu all dem kam, was sich heute als Fehlverhalten zeigt.

Hassans Schicksal begründete sich in Armut und Verzweiflung und niemand sollte den Stab über ihn brechen. Auch wir selbst haben, meist vergessene oder verdrängte Anteile in uns, die dazu führen, dass wir Dinge tun, die wir eigentlich nicht tun wollen, aber der Schmerz in uns bringt uns dazu, anders zu sein, als wir selbst von uns wollen.

Öffnen wir unser Herz und schauen am Beispiel Hassans nach, wie es in seinem Fall wirklich war. Dann werden wir erkennen, dass auch wir selbst unerlöste Anteile haben könnten, die vor allem unsere Mitmenschen, aber auch uns selbst belasten.

Anhang 1a. Vorbemerkung.

Der anschließende Bericht einer realen Flucht eines Afrikaners nach Europa, wird hier als extremes Beispiel vorgestellt, wie schwierig und unglaublich brutal sich eine Flucht nach Europa gestalten kann.

Die Frage nach den Ursachen für Flucht ist so vielfältig und unterschiedlich, wie es Flüchtende gibt. An dieser Stelle wird deshalb bewusst und aus Gründen der Autorenneutralität, weder aus politischen, noch persönlichen Erwägungen heraus, darauf explizit eingegangen. Es soll nur verdeutlicht werden, was genau Flucht für Menschen bedeutet und welche Auswirkungen sie auf sie hat.

Anhang 1b.

„Geschichte einer [realen, Hinzuf. d. Verf.] Flucht.

Ich heiße Mohamed Doré, bin 19 Jahre alt und komme aus Guinea/ Afrika. Vor meiner Flucht lebte ich in dem Ort Bleyla. Meine Mutter lebt dort immer noch mit meiner kleinen Schwester. Meine beiden Brüder leben in Konakry, der Hauptstadt Guineas. Mein Vater ist vor meiner Geburt gestorben.

Ich habe meinen Wohnort verlassen, in der Hoffnung, in Konakry Arbeit zu finden. Als mir das nicht gelang, floh ich mit Hilfe eines Mannes, den ich kennengelernt hatte, nach Guinea-Bissau. Nach einigen Monaten [sic!] fuhr ich mit einem LKW-Fahrer nach Kaolac (Senegal). Er hatte Mitleid mit mir und

gab mir 2.000 CFA Francs (etwa 3,00 Euro). Dort legte ich mich nachts unter einen der Marktstände zum Schlafen. Ich half den Marktbesckern bei der Arbeit, [sic!] und sie bezahlten mich mit Naturalien. Das reichte selten aus, um satt zu werden. Ich hatte deshalb sehr oft großen Hunger.

Nach etwas mehr als einem Monat [sic!] hatte ich die Gelegenheit, auf der Ladefläche eines LKW bis Celui (Senegal) zu gelangen. Mit einem Minibus fuhr ich dann [sic!] gegen Zahlung von 1.000 CFA Francs (etwa 1,50 Euro) [sic!] bis zur Grenze von Mauretanien [sic!] nach Rosso mit. Um nach Mauretanien zu gelangen, hatte ich die Chance, nachts mit einem kleinen Boot mitgenommen zu werden. Um die Orientierung nicht zu verlieren, lief ich parallel zur Grenze [sic!] etwa 180 km zu Fuß [sic!] durch die Sahara [sic!] zur Hauptstadt Nouakchott. Tagsüber versteckte ich mich, um nicht von der Polizei entdeckt zu werden. Von dem Stadtteil Socosim fahren ständig LKW nach Marokko. Nachts schlich ich zu einem entladenen LKW und versteckte mich darunter [sic!] auf der Ablage für das Werkzeug. Als wir in Agadir (Marokko) ankamen, floh ich aus meinem Versteck.

Dort hatte ich Glück, dass ich in der Moschee etwas zu essen bekam, wenn ich Hunger hatte. Auf einem Karton am Busbahnhof [sic!] verbrachte ich die Nächte. Nach etwa zehn Tagen [sic!] sprach mich ein Busfahrer an. Ich sagte ihm, dass ich hier niemanden kenne. Er erklärte mir, dass es in Rabat eine Gruppe von Guineern gäbe und schenkte mir 70

Dirham (etwa 7 Euro). Davon konnte ich eine Busfahrkarte nach Rabat kaufen.

Am Busbahnhof in Rabat [sic!] wurde ich von der Polizei verhaftet und kam für drei Tage ins Gefängnis. Dann wurde ich mit einem Bus [sic!] mit etwa 20 anderen Afrikanern [sic!] nach Oujda transportiert. Nachts setzte die Polizei mich [sic!] mit sechs anderen [sic!] mitten in der Wüste [sic!] an der Grenze zu Algerien [sic!] aus. Sie nahmen mir die Schuhe ab und ließen mich ohne Nahrung und Wasser dort zurück. Mit Gewehren zwangen sie mich und die anderen, über die algerische Grenze zu gehen. Die anderen schienen nicht das erste Mal dort ausgesetzt zu sein, denn sie wussten sofort, wohin sie den Rückweg antreten mussten. Ich irrte herum und fand schließlich [sic!] mit Hilfe der nächtlichen Beleuchtung [sic!] den Weg nach Maghnia (Algerien).

Da ich große Angst vor der Polizei hatte, ging ich nach Marokko zurück. Ich konnte mich an den Lichtern orientieren. Nach etwa 13 Stunden [sic!] war ich schließlich in Oujda gelandet. Meine Füße waren blutig und voller Blasen. Dort lief ich auf den Eisenbahngleisen Richtung Fès, bis ich [sic!] nach etwa 10 Kilometern [sic!] in einem kleinen Dorf ankam, wo ich auf den Güterzug von Oujda nach Fès wartete. Als der Zug die Geschwindigkeit verlangsamte, sprang ich auf und setzte mich vorne zwischen die beiden Puffer, was sehr gefährlich werden kann, wenn der Zug bremst.

Als der Zug in Fès hielt, sprang ich ab. Dort nahm ich Kontakt zu den vielen Afrikanern auf, die in der Nähe am Güterbahnhof [sic!] in und unter defekten Güterwaggons [sic!] lebten.

Als ich ankam, war es sehr kalt, ich fror sehr, da half auch die Plastikplane nichts, die mir ein Kameruner gab. Wir waren sieben Personen in dem Waggon, [sic!] und darunter schliefen vier Menschen. Im Sommer, wenn das Thermometer über 40 Grad steigt, kann man es in dem Waggon nicht aushalten. Dann schliefen wir daneben. Obwohl ich jeden Tag in die Stadt ging, um zu betteln, hatte ich öfter zwei Tage lang nichts zu essen. In der Nähe gab es einen Privatmann, der eine Pumpe hatte, um Wasser zu fördern. Er gab uns ab und zu etwas zu trinken. An den Waggons waren wir in relativer Sicherheit, aber wenn ich in der Stadt war, wohin ich musste, um zu überleben, hatte ich immer Angst, von der Polizei aufgegriffen und in die Wüste verschleppt zu werden.

Etliche Male wurden wir [sic!] an den Waggons [sic!] von Marokkanern mit Messern und Holzstöcken angegriffen. Viele Marokkaner sind wirklich ausgeprägte Rassisten. Ich blieb dort etwa 1 ½ Monate. Mir sagte eines Tages ein Freund aus Kamerun, dass er nach Ceuta gehen wolle und fragte, ob ich ihn begleiten wolle. Er kaufte auch für mich das Busticket [sic!] bis zu einem kleinen Dorf Fnideq [sic!] ganz in der Nähe von Ceuta. Da sich in Ceuta sehr viel Militär aufhielt, gingen wir in einen kleinen Wald [sic!] hinter dem Bahnhof von Fnideq. Dort

war auch die Mülldeponie der Stadt Ceuta. Aus Plastikplanen und Stöcken bauten wir uns ein Zelt. Da wir nirgendwo Wasser bekommen konnten, mussten wir aus einem kleinen Bach trinken, der etwa einen Kilometer entfernt und furchtbar schmutzig war. Wir aßen das, was wir auf der Deponie fanden. Oft ekelten wir uns furchtbar. Nach einigen Tagen kam eine Gruppe von marokkanischen Jugendlichen auch dort hin, die mit Messern und Stöcken auf uns einschlugen. Wir flohen daraufhin an [sic!] die Bergspitze.

Zwei Tage später versuchten wir, die Grenze zu Ceuta illegal zu überschreiten. Diese Grenze bestand [sic!] zur damaligen Zeit [sic!] aus zwei 6 m hohen Zäunen, einer auf marokkanischer, der andere auf spanischer Seite. Tag und Nacht war die Grenze durch Militär bewacht, alle 10 Meter stand ein bewaffneter Soldat. Jeweils einer der Soldaten schnappte uns. Die Soldaten in der Nähe eilten hinzu. Mir zerstörten sie mit dem Gewehrkolben den kleinen Finger. Einer schlug mir auch mit dem Kolben auf die Lendenwirbel. Heute noch muss ich ständig eine Salbe auf die Stelle reiben, um die Schmerzen aushalten zu können. Die miserable Ernährung führte dazu, dass ich häufig schwere Magen- und Bauchschmerzen hatte. Seitdem ich in Deutschland bin, hat sich mein Magen nach einiger Zeit beruhigt. Die Polizei nahm uns fest und brachte uns mit einem Wagen nach Tetouan. Dort wurden wir zu 13 anderen Afrikanern ins Gefängnis gesperrt. Es waren sehr kleine Zellen [sic!] mit je 3-4 Afrikanern. Wenn wir uns zum Schlafen legten,

konnten wir uns nicht umdrehen, dazu war kein Platz. Es gab keine Decken zum Zudecken. Wir schliefen auf dem blanken [sic!] gekachelten Fußboden. Ich weinte vor Schmerzen. Das interessierte die Polizisten nicht. Wir erhielten Wasser, aber zu essen bekamen nur die, die Geld hatten. Da ich keines hatte, konnte ich zwei Tage nichts essen. Nach zwei Tagen kam [sic!] mitten in der Nacht [sic!] ein Bus, der die 15 Flüchtlinge aufnahm. Uns wurden Fuß und Handfesseln angelegt. Drei Polizisten begleiteten den Bus. Wir wurden in die Wüste nach Oujda transportiert. Dort wurden wir der dortigen Polizei übergeben. Alle 15 wurden in einen kleinen Raum von 4 qm gesperrt, wo man uns die Fesseln abnahm. Es war dort so eng, dass [sic!] außer mir [sic!] alle aufrecht stehen mussten. Da ich verletzt war und nicht gehen konnte, hatten mich zwei Freunde in diesen Raum getragen. Da ich wegen der schrecklichen Rückenschmerzen nicht stehen konnte, durfte nur ich auf dem Boden sitzen.

Des Nachts wurden sieben der Flüchtlinge in einen Bus geladen, wieder an Händen und Füßen gefesselt und sicherlich in der Wüste an der algerischen Grenze ausgesetzt. Ich war nicht bei der ersten Gruppe, obwohl die Polizei mich mit Faustschlägen dazu zwingen wollte. Mir hatte man nur Handfesseln angelegt. Fußfesseln waren nicht möglich, weil mein linker Fuß enorm geschwollen war. Nachdem der Kleinbus von der Deportation zurückgekommen war, trieben sie die restlichen sechs Afrikaner in den Bus. Mich trugen zwei Polizisten dort hinein. Sie setzten auch uns in der Wüste an

der algerischen Grenze aus und befahlen uns, Marokko zu verlassen und nach Algerien zu gehen. Ich konnte überhaupt nicht laufen. Die übrigen sechs trieben sie über die Grenze, mich ließen sie sitzen.

Mein Freund kam, nachdem er festgestellt hatte, dass die Polizei weg war, zu mir zurück. Er suchte für mich einen relativ geraden Holzstock. Weil er mich auf der einen Seite stützte, konnte ich dann auch mit Hilfe des Stocks langsam gehen. Ich wurde immer wieder schnell müde, dann machten wir eine Pause. Morgens ging er in das nächste Dorf und erbettelte dort ein Stück Brot und etwas Wasser. Wir gingen dann langsam bis zur Eisenbahnlinie und zwar zu einer Haltestelle, die zwei Stationen vor Oujda liegt. Das dauerte einen ganzen Tag. Dort warteten wir die Nacht ab. Als ein Güterzug des Nachts etwa 20 Minuten halten musste, um den Gegenzug abzuwarten, hob mein Freund mich in den letzten Waggon. Dieser war leer, denn er war entladen worden. Mit diesem Zug fuhren wir bis Fès. Da das die Endstation für den Zug war, hatte ich genügend Zeit, mit Hilfe meines Freundes den Zug zu verlassen. Wir machten uns dann zu unserer alten Schlafstelle [sic!] an den defekten Waggon [sic!] auf, was ja nicht weit war.

Es ging mir sehr schlecht, ich hatte Schmerzen und konnte mehr als sechs Wochen nicht laufen. Ohne meinen Freund [sic!] wäre ich gestorben. Er ging jeden Tag in die Stadt betteln und versorgte mich [sic!] so gut er konnte. Danach blieben wir noch etwa einen Monat dort und gingen täglich in die Stadt

zum Betteln. Dort trafen wir einen Afrikaner, der in Fès Urlaub machte und der uns erzählte, dass die Caritas in Tanger Flüchtlingen helfe, insbesondere solchen, die medizinische Hilfe brauchten. Da er nach Tanger fuhr, bot er uns an, uns mitzunehmen. Er setzte uns bei der Caritas ab. Wir konnten mit einem der Verantwortlichen einen Gesprächstermin für den folgenden Tag vereinbaren.

Wir übernachteten dann in einem kleinen Wald [sic!] unter freiem Himmel. Als wir des Morgens zur Caritas kamen - es war im Jahre 2011 - erhielt jeder von uns 250 Dirham (ungefähr 12 Euros). Sie sahen auch meine Verletzungen an, sagten aber, dass man daran nun nichts mehr machen könnte. Dann bauten wir in dem kleinen Wald wieder ein Zelt aus Stöcken und Plastikplanen. Tagsüber bettelten wir weiter. Wir blieben dort etwas mehr als einen Monat und gingen oft zum Hafen. Eines Tages gab es bei der Einschiffung eines Schiffes nach Teneriffa einen größeren Stau. Da ich schon die Erfahrung von früher hatte, versteckten wir uns jeder unter einem Lastwagen in der Kiste für das Werkzeug. Bevor die Lastwagen jedoch in den Bauch des Schiffes fahren konnten, entdeckten uns zwei Spürhunde der Polizei. Wir wurden festgenommen. Da dort viele Menschen waren, wurden wir nicht zusammengeschlagen, jedoch an den Händen gefesselt. Sie brachten uns in ein Gefängnis in Tanger.

Dort bekamen wir zu essen und zu trinken; wir wurden nicht geschlagen, es gab keine Betten, aber Decken, das war für uns schon luxuriös. Am näch-

sten Morgen wurden wir beide nach Tetouan gebracht. Dort erkannten uns die Polizisten uns wieder. Wir wurden jeder in einem ganz kleinen Raum untergebracht, der als Folterraum diente. Wir mussten mehr als 15 Stunden aufrecht stehen und konnten uns kaum bewegen, auch weil wir an Händen und Füßen gefesselt waren. Nachts wurden wir, mein Freund und ich, wieder an dieselbe Stelle in der Wüste [sic!] wie vorher, in der Nähe der Stadt Oujda gebracht. Man nahm uns alles ab, natürlich auch die Schuhe und alle Kleidung [sic!] bis auf die Unterhose. Mit Waffengewalt wurden wir gezwungen, über die Grenze nach Algerien zu fliehen. Nachdem die Polizisten verschwunden waren, machten wir uns auf den Weg nach Oujda. In den Mülleimern fanden wir zerrissene Kleidung, womit wir uns notdürftig kleiden konnten. Dann liefen wir zum nächsten Bahnhof, warteten dort die Nacht ab und sprangen dann [sic!] wie früher schon [sic!] auf einen Güterzug auf. Wir dachten, dass dieser Zug nach Fès fuhr. Das war ein Irrtum. Deshalb sprangen wir in Nador vom Zug ab. Mein Freund war bereits einmal in Nador gewesen und wusste daher, auf welchem Berg sich die Flüchtlinge versteckten.

Wir schliefen dort im Freien. Plötzlich erschien dort die Polizei, als mein Freund gerade losgegangen war, um Wasser zu holen. Alle Flüchtlinge flohen. Ich folgte ihnen nicht, weil ich die Gegend nicht kannte und mit meinem verletzten Bein nicht schnell laufen konnte. Die Polizisten nahmen alle Nahrungsvorräte der Gruppe mit und steckten alles in

Brand. An den Händen wurde ich gefesselt, [sic!] und sie gaben mir mehrmals heftige Ohrfeigen.

Ich wurde zur Polizeistation in Nador gebracht und in eine Zelle gesperrt. Morgens, mittags und abends gab man mir mit einem kräftigen Stock jeweils 5 Stockhiebe. Morgens und abends erhielt ich Brote mit Butter und Wasser. Nach drei Tagen verbanden sie mir die Augen, fesselten mich an Händen und Füßen und fuhren mich [sic!] mit einem Polizeiwagen [sic!] etwa eine Stunde durch die Gegend. Während der Fahrt kniff ein Polizist mir fortwährend mit einer Zange in den Arm. Mitten in der marokkanischen Sahara warfen sie mich aus dem Wagen und nahmen mir die Fesseln und das Tuch von den Augen ab. Sie nahmen mir wieder alle Kleider bis auf die Unterhose - natürlich auch die Schuhe - fort. Sie warfen mir eine kleine Flasche Wasser hinterher.

Ich setzte mich hin und schaute in den Himmel. Es war dunkel, aber am Himmel sah ich einen Widerschein, der von einer großen Stadt kommen musste. Diese war wohl sehr weit entfernt. So ging ich die ganze Nacht in diese Richtung. Am Morgen musste ich mich ausruhen. Die Hitze war unerträglich, [sic!] und es gab nirgends Schatten. Ich kam an eine kleine unbefestigte Straße. Ich war völlig erschöpft, hatte kein Wasser mehr und seit langer Zeit nichts mehr gegessen. Ich konnte nicht mehr weitergehen und legte mich auf den Boden, denn ich konnte noch nicht einmal sitzen. Erst gegen Abend kam ein Landcruiser des Wegs. Der Fahrer dachte

wohl, ich sei tot, fuhr zunächst an mir vorbei, setzte aber dann zurück. Er kam auf mich zu. Ich konnte noch nicht einmal reden. Er berührte meinen Bauch und stellte fest, dass ich noch atmete. Er gab mir dann ein wenig zu trinken. Viel darf man in einem solchen Zustand nicht trinken. Er gab mir auch etwas Brot zu essen und noch ein wenig Wasser. Es stellte sich heraus, dass er Marokkaner war. Da ich unfähig war zu laufen, trug er mich zu seinem Auto und legte mich auf den Rücksitz. Nach etwa 40 Minuten kamen wir in eine kleine Stadt, die sich Taoureta nannte. Sie befindet sich in der Nähe von Nador. Er gab mir in seinem Haus zu essen. Ich konnte aber nicht viel essen, weil ich furchtbare Magenschmerzen bekam. Er ging in eine Apotheke und holte mir Medikamente. Nach 20 Minuten beruhigte sich mein Magen. Danach konnte ich etwas essen. Er gab mir Kleidung und ich erzählte ihm meine ganze Fluchtgeschichte. Das berührte ihn so, dass er weinen musste. Er warnte mich vor der marokkanischen Polizei, denn das seien fast alle Rassisten. Ich konnte mich zwei Tage bei ihm ausruhen. Er fragte mich, wohin ich denn wollte. Ich sagte ihm, dass ich gerne nach Tanger wollte. Von der Stadt aus konnte man Tanger nicht direkt erreichen. Er bezahlte mir die Fahrkarte nach Fès und gab mir 100 Dirham (etwa 9,50 Euro) in bar. Er brachte mich zum Bahnhof, ich dankte ihm und nahm den Zug nach Fès.

Ich ging wieder zu den Güterwaggons [sic!] hinter dem Bahnhof. Als ich abends zum Bahnhof ging, um mit dem Bus nach Tanger zu fahren, wurde ich

von zwei Polizisten angehalten, die meinen Pass forderten. Sie verhafteten mich, schlugen mich aber nicht, wahrscheinlich, weil um uns herum viele Leute waren. Ich kam in Fès ins Polizeigefängnis, nachdem man mir Handfesseln angelegt hatte. Dort waren vier weitere Flüchtlinge. Ich bekam ich [sic!] Milch, Brot und Wasser. Am Morgen wurden wir alle fünf mit Handfesseln auf dem Rücken versehen. Das war sehr schmerzhaft, aber der Polizist lehnte es ab, mir die Handfesseln vor meinem Bauch anzubringen.

In Oujda kamen wir wieder in das Polizeigefängnis, wir wurden nicht geschlagen, aber man gab uns weder Nahrung [sic!] noch Wasser. Sie brachten mich gegen 23.00 Uhr [sic!] mit den anderen [sic!] in die Wüste an der Grenze zu Algerien, einen Platz, den ich nun schon sehr gut kannte. Diesmal durften wir alle unsere Schuhe, Kleidung und sogar Geld behalten. Der Verantwortliche der Polizisten sagte mir eindringlich: „Das ist nun das fünfte Mal, dass du in die Wüste gebracht wirst. Wenn wir dich noch einmal schnappen, dann wirst du gefoltert.“ Wir bekamen von der Polizei weder Nahrung noch Wasser. Wir konnten aber alle fünf zusammenbleiben. Sie zwangen uns mit Waffengewalt, die Grenze nach Algerien zu überschreiten. Da ich mich auskannte, gingen wir wieder zur Eisenbahnlinie und wollten auf die gleiche Weise mit dem Güterzug nach Fès fahren.

Als der Zug in dem Dorf Naima anhielt, kamen Dorfbewohner, um sich den Zug anzusehen. Sie ent-

deckten uns, [sic!] und ungefähr 90 Dorfbewohner verfolgten uns. Einen verletzten sie mit ihren Stöcken derart, dass er nicht weitergehen konnte. Wir trafen ihn später in Fès wieder. Er erzählte uns, dass sein Fuß gebrochen war und die Polizei ihn ins Krankenhaus gebracht hätte. Dieses Dorf ist für seinen Rassismus bekannt. Dort wurden schon mehrfach Afrikaner¹ ermordet.

Uns blieb nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Fès zu gehen. Wir marschierten Tag und Nacht und ruhten uns nur gelegentlich aus. Um uns besser orientieren zu können, liefen wir an den Eisenbahnschienen entlang. Es dauerte sieben Tage. Wasser und Essen bekamen wir von Dorfbewohnern, die Mitleid mit uns hatten. Dann gingen wir wieder zu den Waggons [sic!] hinter dem Bahnhof. Dort traf ich meinen Freund aus Kamerun wieder. Wir erzählten uns unser Schicksal, [sic!] und wir beschlossen, nach Fnideq, einer kleinen Stadt in der Nähe von Ceuta zu gehen. In Fès blieben wir nicht lange. Da er noch ein wenig Geld hatte und von meinen 100 Dirham 70 Dirham übrig waren, konnten wir nachts [sic!] wegen geringerer Polizeipräsenz [sic!] den Bus nach Fnideq nehmen. Dort sind wir auf den Berg gegangen, der durch Wald bedeckt ist und trafen auf drei Afrikaner, die dort ihre provisorischen Zelte hatten. Sie besaßen eine große Luftmatratze, auf der sechs bis sieben Personen Platz hatten und die diese auch trug.

[¹ Hier stellt sich die ketzerische Frage, warum Marokkaner nicht ebenfalls, wie ihre Opfer in diesem Fall, „Afrikaner“ sein sollen?!]

Wir alle hatten Rettungswesten und auch selbstgemachte Ruder. Wir wollten so nach Gibraltar rudern. Das Meer war recht ruhig, [sic!] und wir sind losgerudert. Als wir etwa 2 Km das Meer überquert hatten, verlor die Matratze plötzlich Luft. Wahrscheinlich hatten wir die Matratze mit unseren Schuhen beschädigt. Die Matratze verlor die ganze Luft, [sic!] und wir schwammen im Meer. Nachdem etwa eine Stunde vergangen war, sahen wir ein Frachtschiff, [sic!] und wir stießen Hilferufe aus. Die Besatzung des Schiffes musste uns gesehen haben, denn die Rettungswesten haben eine grelle Farbe, [sic!] und wir waren ganz in der Nähe des Schiffes. Nach 10 Minuten etwa [sic!] sahen wir dann einen Hubschrauber. Mit seinen großen Scheinwerfern hat er uns angestrahlt und uns gesehen. Nach etwa 10 weiteren Minuten [sic!] kam die marokkanische Marine mit einem Schnellboot. Sie warfen uns ein Seil zu, [sic!] und so gelangten wir alle fünf an Bord. Wir wurden zum Hafen der Stadt Tanger und dort ins Polizeigefängnis gebracht. Wir wurden nicht misshandelt, [sic!] und man gab uns trockenes Brot und Milch bzw. Wasser zum Trinken. Nach 1 1/2 Tagen wurden wir morgens nach Oujda ins Polizeigefängnis verlegt. Meine vier Begleiter wurden nachts in die Wüste gefahren. Der Chef der Polizei erklärte mir, dass ich, da ich schon mehrmals aufgegriffen worden war, 10 Tage in Polizeigewahrsam bleiben müsse.

Jeden Morgen kam ein Polizist. Ich musste die Fingerspitzen aufrecht zusammenhalten und er schlug mit einem Stock auf meine Fingerspitzen. Ich schrie

und weinte vor Schmerzen. Dies wurde etwa 40mal wiederholt. Meine Fingerspitzen bluteten heftig, aber auch das beeindruckte den Polizisten nicht. Jede Nacht kam ein Polizist. Er zwang mich mit Stockschlägen [sic!] einen Handstand zu machen. Er machte mir klar, dass ich 30 Minuten so verbleiben müsste. Während dieser Prozedur [sic!] schlug er mir andauernd auf die Füße. Noch heute kann man die Wunden sehen. Wenn ich die 30 Minuten nicht aushielt, aufrecht auf meinen Händen zu stehen, dann fing der Vorgang von vorne an. Zu trinken und zu essen bekam ich zweimal am Tag. Man gestand mir pro Mahlzeit ein Glas Wasser zu; die Speisen waren völlig versalzen, so dass ich nur ganz wenig davon essen konnte. Nachts konnte ich wegen der Misshandlungen nicht schlafen, ich schlief deshalb tagsüber auf dem nackten [sic!] gekachelten Boden. Ich hatte noch nicht einmal eine Decke. Ich musste die ganze Zeit alleine in der Zelle bleiben. Nach sechs Tagen kam jemand in Zivil – ich nehme an, dass es auch ein Polizist war. Er erkundigte sich, wie lange und unter welchen Umständen ich in der Zelle sei. Nachdem ich ihm alles erzählt hatte, schrie er die Polizisten an, dass sie kein Recht hätten, mich zu misshandeln. Sie hätten nur das Recht, mich in der Wüste auszusetzen. Er fragte mich, ob ich Hunger hätte. Als ich das bejahte und ihm erzählte, was ich zu essen und zu trinken bekommen hatte, ging er weg und kam mit Brot und Orangensaft zurück. Ich glaube, dass er danach die Polizeistation verließ. Danach kamen zwei Polizisten, die mich anschrien [sic!], weil ich gesagt hatte, dass ich geschlagen worden wäre. Ich

saß auf dem Boden, [sic!] und sie schlugen zu zweit heftig auf meinen Rücken ein und warnten mich, ich solle nie wieder sagen, dass ich geschlagen worden wäre. Nachts kamen zwei Polizisten und sagten mir, dass ich nun in die Sahara gebracht würde.

Sie brachten mich alleine dorthin und sagten, dass, falls ich nochmals aufgegriffen würde, man mir die Augen ausstechen würde. Sie ließen mich gegen 23.00 Uhr in Unterhose und einem völlig zerrissenen Unterhemd [sic!] ohne Schuhe in der Wüste zurück. Das Unterhemd war durch Polizisten zerrissen worden, weil sie an ihm rissen, um mich in eine für sie gute Schlagposition zu bringen. Ich hatte auch weder Wasser noch Nahrung. Wegen meiner Verletzungen an den Füßen und am Rücken konnte ich nur sehr langsam in Richtung Oujda gehen.

So erreichte ich Oujda so gegen 8.00 bis 9.00 Uhr morgens. Ich war völlig entkräftet. Ich ließ mich neben der Straße nieder. Es dauerte etwa zwei bis drei Stunden, dann sah mich ein Fahrer - ein Afrikaner -. Er hielt an. Ich erzählte ihm, was geschehen war. Er hatte seinen Bruder in Oujda besucht und war auf dem Rückweg nach Casablanca. Er sah meine Verletzungen und sagte mir, er würde mich bringen, wohin ich wollte. Ich sagte, ich würde gerne nach Fès gelangen. Er gab mir zu essen und zu trinken und sagte mir, ich sollte mich auf den Rücksitz legen, damit ich bei der Durchfahrt durch eine Kontrolle nicht auffiele. Er erzählte mir, dass er aus dem Senegal käme und in Marokko als Ingenieur arbeitete. Er brachte mich bis Fès, gab mir 80

Dirham (fast 8 Euros), damit ich mir etwas zum Anziehen kaufen konnte. Ich ging wieder zu den Wagons hinter dem Bahnhof, wo ich meinen Freund aus Kamerun traf. Dort fand ich auch genügend Kleidung.

In Fès blieb ich etwa einen Monat. Es war bitterkalt. Wir beide beschlossen, wieder nach Tanger aufzubrechen. Wir fuhren mit einem Bus dorthin. Wir gingen auf eine Anhöhe, einen Wald, wo wir mit Plastikplanen, die wir aus dem Müll geholt hatten [sic!] einen Teil hatten wir auch gekauft - ein primitives Zelt bauten. Dieser Ortsteil heißt Malabata und liegt an der Straße nach Ceuta. Am dritten Tag kam nachts die Polizei und zerstörte bzw. verbrannte alles. Wir konnten - Gott sei Dank - fliehen. Morgens fuhren wir dann mit einem Bus nach Fnideq [sic!] an die Grenze zu Ceutan. Am Busbahnhof stiegen wir aus. Wir gingen dort ins Gebirge und trafen mehr als 120 Afrikaner. Wir fragten sie, was sie dort machten. Sie sagten, sie hätten sich hier getroffen, um nach Ceuta zu gelangen. Wir sagten ihnen, dass wir uns ihnen gerne anschließen wollten. Wir mussten uns für diese Aktion je einen Motorradschlauch kaufen. Wir beide hatten gerade genug Geld dafür. Gegen sechs morgens pumpten wir die Schläuche auf und zogen sie über unsere Köpfe. Wir näherten uns der Grenze und stellten fest, dass dort sehr viel Militär mit Hunden war. Trotzdem liefen wir, so schnell wir konnten, auf die Grenze zu. Etwa die Hälfte meiner Kameraden wurde festgenommen. Wir wurden von der Polizei mit Gewehren beschossen. Die Geschosse waren aus

Kautschuk. Mich traf eine Gummikugel am Rücken, ich dachte es wären richtige Geschosse, denn ich sah einen meiner Kameraden neben mir, der von einer Kugel getroffen worden war, umfallen. Erst als ich weiter ins Meer lief und das Salzwasser an meine Wunde kam, hatte ich heftige Schmerzen. Hinterher stellte ich fest, dass mein Rücken auch sehr anschwell. Wir schwammen etwa 1 Stunde, dann sahen wir je ein marokkanisches und ein spanisches Schiff, die wir an den Flaggen erkannten.

Die Schiffe nahmen uns auf und ich landete auf dem spanischen Schiff. Einige unserer Kameraden waren ertrunken, später hörten wir, dass es 12 waren. Durch eine zweite Gruppe, die ich später traf, erfuhr ich, dass auch mein Freund unter den Toten war. Das Schiff gehörte zur Guardia Civil. Wir waren zu zweit auf diesem Schiff. Sie fotografierten uns und gaben uns Kleidung und Schuhe. Ein größerer Teil unserer Gruppe gelangte schwimmend an den Strand der Stadt Ceuta. Die restlichen lebenden Flüchtlinge wurden von dem marokkanischen Schiff aufgenommen. Unser Schiff fuhr dann in den Hafen von Ceuta. Nachdem sie uns nach unseren Namen gefragt hatten, wurden wir mit einem Wagen zur Polizei gebracht. Alle, die am Strand an Land gegangen waren, wurden auch zu dieser Polizeistation gebracht. Wir erhielten ein Papier mit dem wir zum Flüchtlingslager gingen. Dort bekamen wir ärztliche Hilfe, Hygieneartikel und etwas zu essen.

Alle 59 Kameraden erhielten in einem Schlafsaal ein vollständig ausgerüstetes Doppelstockbett. Es

gab in dem Schlafsaal ca. 100 Betten. Am nächsten Morgen kamen wir in eine Hütte, die aus zwei Zimmern für je 10 Personen bestand. Diese Hütten waren auch mit Doppelstockbetten ausgerüstet. Geessen und gewaschen haben wir uns an einer zentralen Stelle. Dort blieben wir vier Monate.

Mir erklärten sie dann, dass sie mich nach Guinea abschieben wollten. Sie fesselten mich, [sic!] und ich wurde mit 9 anderen zur Polizei gebracht. Dort verbrachten wir drei Tage. Es gab zu essen und zu trinken, aber wir mussten auf dem Boden schlafen, der teilweise mit Teppich bzw. Kacheln bedeckt war. Danach kam ein Bus, wir 10 wurden gefesselt in den Bus geladen und zum Hafen gefahren. Der Bus fuhr in einen Schiffsbauch. Wir blieben [sic!] während der Überfahrt [sic!] mit etwa sechs Polizisten im Bus. Das Schiff fuhr nach Aldegiaras. Vor dem Gefängnis dort stiegen wir aus dem Bus aus. Rechts und links standen Polizisten. Man sagte uns, dass wir 60 Tage dort bleiben müssten. Uns wurde ein Zimmer mit 5 Doppelstockbetten zugeteilt. Die Betten waren völlig ok. In einem zweiten Zimmer waren Duschen und Toiletten.

Morgens um 8.00 Uhr wurden wir in einen Hof gelassen. Dort gab es einen Essraum, wo wir das Frühstück und das Mittagessen einnehmen konnten. Die Verpflegung war in Ordnung, deutlich besser als in Marokko. Nach dem Essen gegen 12.00 Uhr [sic!] wurden wir in unserem Schlafraum eingeschlossen. Abends gegen 20.00 Uhr [sic!] wurden wir zum Abendessen in den entsprechenden Saal

geführt und danach wieder in der Zelle eingesperrt. Am 33. Tag kam ein Vertreter des guinesischen [sic!] Konsulats. Er erklärte mir, dass ich nach Guinea zurückkehren müsse. Ich lehnte ab. Ich wurde aufgefordert, ein Papier zu unterschreiben, dass ich freiwillig nach Guinea zurückkehre. Ich habe die Unterschrift verweigert. Nach 45 Tagen kam ein konsularischer Vertreter, der vorgab, dass er Mitarbeiter des Konsulats der Elfenbeinküste wäre. Er sagte, ich müsse an die Elfenbeinküste zurück. Ich machte ihm deutlich, dass ich nicht von dort käme. Ich zeigte ihm mein Papier, auf dem stand, dass ich aus Guinea kam. Er sagte mir, die Spanier vermuteten, dass ich von der Elfenbeinküste wäre. Ich sollte etwas unterschreiben, was ich nicht tat. Dann wurde ich wieder in meine Zelle zurückgebracht. Am 53. Tag kam ein Vertreter des Konsulats von Mali. Er wollte mit mir in Bambara, der offiziellen Sprache Malis, sprechen. Ich sagte ihm, dass ich diese Sprache nicht spreche, sondern nur Pulaar, einen regionalen Dialekt in Guinea, [sic!] und Französisch. Wir sprachen danach weiter in Französisch.

Nun behaupteten die Spanier, ich stamme aus Mali. „Wenn Sie lesen können, [sic!] - und ich zeigte ihm mein Papier - dann sehen Sie woher ich komme. Warum machen Sie solche Schwierigkeiten?“ Er entschuldigte sich mit den Aussagen der spanischen Polizei. Ich weigerte mich, ein Papier zu unterschreiben. Dann kam ich wieder in meine Zelle. Am 57. Tag kamen zwei Polizisten mit dem Gefängnisdirektor und erklärten mir, dass man mich nun freilassen würde, bis man eine Möglichkeit fände,

mich in mein Heimatland abzuschieben. Ich musste ein Papier unterschreiben, dass es sich um eine vorübergehende Freilassung handelt. Zehn Minuten später kam ein Minibus des Roten Kreuzes, der [sic!] außer mir [sic!] noch neun Personen aufnahm. Wir fuhren durch Veullva (in der Nähe von Sevilla) in das nahe Rote Kreuz [sic!] Flüchtlingslager in Cartaja (ebenfalls in der Nähe von Sevilla). Man erklärte uns, dass wir dort drei Monate bleiben könnten. Wir hatten dort zu viert [sic!] ein Zimmer [sic!] von etwa 2,50 m x 2,50 m. Die Toiletten- und Duschanlagen [sic!] sowie die Küche [sic!] waren außerhalb als Gemeinschaftsanlagen. Es gab doppelstöckige Betten. Fernsehen, einen kleinen runden Tisch und vier Stühle. Wir konnten uns unsere Verpflegungsration für eine Woche aussuchen. Diejenigen, die in Spanien Freunde oder Familie hatten, konnten sich mit diesen in Verbindung setzen.

Das Rote Kreuz kaufte diesen dann eine Bahnkarte und gab ihnen 50 Euro in bar, damit sie ihr Ziel erreichen konnten. Ich blieb ganz alleine zurück. Nach Ablauf der drei Monate erklärte man mir, dass ich nun das Lager verlassen müsste, meine Zeit sei vorbei, [sic!] und neue Flüchtlinge würden kommen. Man fragte mich, wohin ich gehen wolle und ich sagte, „nach Madrid.“ Auch ich bekam eine Busfahrkarte und 50 Euro. Gegen 19.00 Uhr fuhr ich mit dem Bus ab und kam mitten in der Nacht in Madrid an. Ich schlief am Busbahnhof. Am nächsten Tag irrte ich in Madrid umher, denn mir war ja alles fremd, bis ich gegen Abend in dem Stadtteil El Poso landete. Dort sah ich Afrikaner, mit denen ich Kon-

takt aufnahm. Ich erzählte ihnen, dass ich aus dem Flüchtlingslager des Roten Kreuzes käme und keine Familie in Spanien hätte. Auch sie waren obdachlos und schliefen [sic! unter provisorischen Zelten [sic!] in einem Park. Sie erlaubten mir, vor ihren Zelten zu schlafen. Morgens habe ich mir von den 50 Euro etwas zu essen gekauft. Es blieben mir etwa 44 Euro. Ich blieb dort, bis ich kein Geld mehr hatte. Das war etwa eine Woche. In der Nähe war ein Becken, worin ich oft Hunde sich abkühlen sah. Da ich keine andere Waschmöglichkeit hatte, wusch ich mich und meine Kleider bis auf die Unterhose in diesem Becken. Die neuen Schuhe, die ich vom Roten Kreuz erhalten hatte, verkaufte ich für 20 Euro. Mir blieben nur ein paar alte zerrissene Schuhe. Ich konnte so noch drei Tage weiterleben.

Ich versuchte mich mit Betteln über Wasser zu halten. Die meisten hatten zwar Mitleid mit mir, erklärten mir jedoch, dass sie sich wegen Arbeitslosigkeit in einer ähnlichen Lage befänden. Gelegentlich gab es jemand, der mir etwas zu essen gab, was aber keineswegs ausreichend war. Vor allem lebte ich von Essbarem, das ich aus Mülltonnen holte. So lebte ich etwa zwei Wochen. Eines Morgens traf ich einen Senegalesen, dem ich meine Situation erklärte und ihm sagte, dass ich Spanien verlassen wolle. Da er selbst minderjährige Kinder hatte, hatte er Mitleid und bot mir an, für mich ein Busticket nach Deutschland zu kaufen. Er kaufte das Ticket und etwas zu essen. Ich stieg in einen Bus der Eurolines ein.

An der holländischen Grenze wurde der Bus von der Polizei angehalten. Sie weckte mich und verlangte meinen Pass. Ich musste mit ihnen aussteigen. Ich musste in den Polizeiwagen einsteigen, [sic!] und sie brachten mich zu einer Polizeiwache. Ich erklärte ihnen, dass ich noch minderjährig wäre, ich wäre nämlich noch nicht 18 Jahre alt. Ich musste in der Polizeizelle in einem Bett mit Decke schlafen. Außerdem gaben sie mir zu essen und zu trinken. Am nächsten Morgen machten sie ein Foto von mir und nahmen mir Fingerabdrücke ab. Sie sagten, ich müsste jetzt nach Holland zurück, da ich von dort gekommen wäre. Ich erklärte ihnen, dass ich aus Spanien gekommen sei. Die Polizisten brachten mich [sic!] mit zwei anderen [sic!] zur holländischen Grenze. Dort wurden wir der holländischen Polizei übergeben. Wir wurden in ein holländisches Polizeiauto verfrachtet und stiegen alle an einer Polizeistation aus. Von uns allen wurden Fingerabdrücke gemacht, und wir wurden fotografiert. Ich wurde danach von zwei Polizisten zum Flughafen in Amsterdam gebracht. Vorher hatte man uns zu essen und zu trinken gegeben. Ich wurde in einen Raum zur Deportation gebracht. Außer mir waren dort noch zwei weitere Flüchtlinge (ein Libyer und ein Chinese). Dort blieb ich zwei Tage. Es gab zu essen und zu trinken, [sic!] und wir hatten doppelstöckige Betten mit Decken. Ich musste dann einem Polizisten meine Fluchtgeschichte schildern. Ich wurde gefragt, ob ich Asyl beantragen wolle, was ich bejahte. Er gab mir ein Tagesticket für Amsterdam und die Adresse, wo ich Asyl beantragen könnte.

Ich wurde mit einem Polizeiwagen zum Bahnhof gebracht. Sie sagten mir auch noch, welchen Zug ich nehmen müsste. Ich stieg ein, aber ich wusste nicht, wo ich aussteigen musste. An der Endstation stieg ich aus und fragte jemand. Ich erfuhr, mit welchem Zug ich sieben Stationen zurückfahren musste. Ich stieg an der richtigen Station dann aus. Ich musste nun einen kleineren Zug nehmen. Ein Passant erklärte mir, welchen und sagte mir auch, dass ich an der fünften Station aussteigen müsste. Dann fragte ich wieder einen Passanten, der mir sagte, welchen Bus ich nehmen und wo ich aussteigen sollte. Es war die letzte Station, [sic!] und dann war ich in Emmel. Anschließend musste ich einen Kleinbus bis TerApel nehmen. Schließlich kam ich dort an.

Dort gab es nur das Asyl-Center, keine anderen Gebäude. Ich zeigte das Papier vor, das die holländische Polizei mir gegeben hatte. Es wurden wieder Fingerabdrücke und Fotos gemacht. Danach wurde ich aus dem großen Gebäude hinausgeführt und in eines der kleinen Häuser gebracht, in denen die Flüchtlinge schlafen konnten. Es gab für jeweils vier Flüchtlinge einen Raum mit Doppelstockbetten mit Decken. Zu dem Raum gehörte ein kleines Bad mit Toilette. Es gab einen großen Essraum, wo für uns morgens, mittags und abends das Essen bereitet wurde. Ich blieb dort exakt drei Monate. Da dies völlig auf dem Lande war, konnten wir nur spazieren gehen. Während der drei Monate wurde ich dreimal interviewt. Man stellte mir die gleichen Fragen, [sic!] und ich konnte erklären, warum ich gekommen war.

Beim dritten Interview erklärte man mir, dass ich nach Spanien zurückkehren müsste, aber das Recht hätte, einen Rechtsanwalt auf ihre Kosten zu kontaktieren. Der Rechtsanwalt kam in das Flüchtlingslager und interviewte mich. Ich musste mich nun, um die Entscheidung abzuwarten, an einen anderen Ort begeben. Sie kauften mir ein Ticket und ich fuhr mit dem Bus nach Groningen. Ich fragte einen Passanten, wie ich nach Delfzijl käme - das war der Ort, den mir die Polizei angegeben hatte. Er sagte mir, "Warte 10 Minuten, dann kommt der Bus". Ich ging, nachdem ich mich informiert hatte, zu der angegebenen Adresse. Das war wiederum ein Flüchtlingszentrum.

Ich zeigte meine Papiere, die ich erhalten hatte. Mir wurde [sic!] in einem kleinen Zimmer für zwei Personen [sic!] ein Schlafplatz zugewiesen. Für jeweils acht Personen gab es ein Bad und eine Küche. Ich bekam 60 Euro, um mir etwas zu essen für eine Woche einzukaufen, danach gab es 50 Euro pro Woche. Einmal pro Woche [sic!] dienstags [sic!] musste man in einem Büro erscheinen, wo an Hand der Fingerabdrücke geprüft wurde, wer dort war und wer nicht. Ich blieb etwa einen Monat. Dort erhielt ich auch einen Brief meines Rechtsanwaltes, der mit erklärte, dass er nichts für mich tun könnte und ich nach Spanien zurück müsste. Am nächsten Morgen kam die Polizei und brachte mich gefesselt nach Groningen ins Gefängnis. Am darauf folgenden Morgen kam wiederum die Polizei, [sic!] und ich wurde in einen völlig abgeschlossenen Polizeiwagen gepackt, so dass ich gar nicht wusste, wo ich

war. Ich wurde ins Gefängnis nach Rotterdam gebracht. In einer ganz kleinen Zelle waren wir zu 2 Personen. Die Toilette und das Waschbecken waren direkt neben dem Bett. Mein Zimmergenosse war ein Afrikaner aus Sierra Leone, der auch abgeschoben werden sollte. Die Verpflegung während meines zehntägigen Aufenthalts war schlecht. Morgens und abends gab es Brot und Milch, mittags ein nicht zu definierendes Essen, das ich nicht vertrug. Ich musste mich jedes Mal übergeben. Als ich das bei einem Gefängniswärter sagte, erwiderte er, dass ich keine Wahl hätte, außer es zu essen oder es bleiben zu lassen.

Am 10. Tag kamen zwei Polizisten in meine Zelle. Sie forderten mich auf [sic!] zu unterschreiben, dass ich nach Spanien zurückkehren wolle. Ich lehnte ab. Ich wurde wieder an den Händen gefesselt, [sic!] und sie nahmen mich mit. Ich wurde mit einem anderen Flüchtling in einen Minibus geschoben. Zwei Polizisten saßen neben uns, zwei Polizisten vorne. Auch hier konnte ich nicht sehen, wohin es ging. Wir kamen schließlich am Flughafen Amsterdam an. Ich sollte wieder unterschreiben, was ich wiederum ablehnte. Dann nahmen mich zwei Polizisten in Zivil in die Mitte. Wahrscheinlich um kein Aufsehen zu erregen, nahm man mir die Fesseln ab. Sie brachten mich ins Flugzeug. Die Polizisten stellten sich an der Bordtür auf, um zu verhindern, dass ich fliehen konnte. Das Flugzeug landete in Madrid. Während die Passagiere vorne ausstiegen, wurde ich von zwei uniformierten Polizisten gezwungen, den Hinterausgang zu benutzen. Ich hätte

den Passagieren folgen können, aber die Polizei hätte mich ja auch dort ergreifen können, [sic!] und ich hätte noch nicht einmal mein geringes Gepäck wiederbekommen.

Die beiden Polizisten brachten mich zum Roten Kreuz. Es gab dort ein Hotel „Welcome“ für Flüchtlinge. Ich bin dort nur vier Tage geblieben, weil ich wusste, dass ich in Kürze diesen Ort wieder verlassen musste, weil neue Flüchtlinge kommen würden. Ich bin daraufhin zum Bahnhof gegangen, [sic!] und da ich wusste [sic!] wie schwierig es ist, in Spanien zu überleben, wollte ich von den 120 Euro, die mir aus Holland geblieben waren, einen Busfahrtschein nach Deutschland kaufen. Da ich wusste, dass Eurolines einen Pass fordert, wenn man ein Ticket kauft, bat ich einen Algerier, für mich ein Ticket nach Dortmund zu kaufen. Er nahm mir 100 Euros dafür ab. Kurz vor der deutschen Grenze [sic!] stiegen viele an einer Haltestelle aus. Es waren dann noch 11 Personen im Bus. 10 Personen saßen ganz vorne, ich saß hinten in der letzten Sitzreihe. Der Fahrer bat uns, wegen der anstehenden Kontrolle die Pässe bereit zu halten. Ich versteckte mich am Boden [sic!] zwischen der letzten und vorletzten Sitzreihe. Die Polizisten kamen in den Bus, kontrollierten die 10 Personen, und da sie niemand anderes mehr sahen, verließen sie den Bus.

Wir kamen in Dortmund am Bahnhof an. Ich stieg aus und fror schrecklich. Da das nicht auszuhalten war, ging ich auf zwei Polizisten zu. Die beachteten

mich nicht, kurze Zeit später kam noch einmal ein Polizist. Ich fragte ihn, ob er mir einen Kaffee spendieren könnte. Er erwiderte, ich spreche kein Französisch und ging weiter. So harrete ich die ganze Nacht dort aus. Am Morgen kam ein Afrikaner des Wegs, [sic!] und ich fragte ihn, wo man einen Asylantrag stellen könnte. Er sagte mir, das sei nicht allzu weit [sic!], aber man müsse die U-Bahn nehmen. Ich löste für mich den Fahrschein und entwertete ihn. Er sagte mir, welche Linie ich nehmen müsste und dass ich an der letzten Station Hacheneu aussteigen sollte. Vor dem Zentrum standen Polizisten, die ich auf Französisch ansprach. Sie gaben mir zu verstehen, dass sie nur Englisch konnten. Ich spreche es nur ein wenig. Sie fragten nach meinem Pass oder meinem Personalausweis, was ich verneinen musste. Ich konnte mich jedoch insoweit verständlich machen, dass ich Asyl beantragen wollte. Das war am 15. oder 16. Oktober 2012. Sie fragten mich nur, aus welchem Land ich käme. Mir wurde ein Schlafplatz zugewiesen. Ich blieb dort nur drei Tage, weil die Dortmunder Erstaufnahmestelle völlig überfüllt war. Wir wurden mit zwei Bussen nach Unna in ein großes Lager gefahren. Wir hatten dort sogar das Recht, unsere Zimmergenossen auszusuchen. Wir waren zu dritt in einem Zimmer. Es war alles in Ordnung, auch in Bezug auf Nassräume und das Essen. Einige Tage später wurden wir geröntgt. Insgesamt blieb ich dort 28 Tage. Dann wurden wir mit einem Taxi nach Dortmund gefahren. Dort wurde ich in derselben Einrichtung wieder aufgenommen. Nach einigen Ta-

gen nahm man mir Fingerabdrücke ab und machte Fotos.

Ich war nur etwas mehr als eine Woche in Dortmund, dann wurde ich mit ungefähr 30 anderen Flüchtlingen mit einem Bus nach Schöppingen gefahren. Ich blieb dort etwa 10 Tage. Die Situation dort war durchaus akzeptabel. Danach wurde ich [sic!] mit 10 Personen [sic!] nach Buxtehude gebracht. Ich erhielt 30 Euros. Nur ich musste in Buxtehude aussteigen. Man zeigte mir das Sozialamt. Ich bekam eine Monatsfahrkarte. Ein Mitarbeiter brachte mich dann mit seinem Wagen in einen Vorort, drei Kilometer von Buxtehude entfernt. Man wies mir einen Schlafplatz in einem Zimmer für 5 Personen zu, [sic!] und ich erhielt von dem Mitarbeiter des Sozialamtes 315 Euros für einen Monat. Die Bedingungen dort waren durchaus annehmbar. Ich blieb ein Jahr und sieben Monate in Buxtehude.

Während dieser Zeit musste ich nach Nürnberg fahren, um dort meinen Asylantrag zu stellen. Per Brief wurde mir mitgeteilt, dass mein Asylantrag abgelehnt sei, [sic!] und ich nach Spanien zurück musste.“

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden die persönlichen Daten verändert. Sie sind dem Unterzeichner jedoch bekannt. Johannes de Klein.

Anhang 2. Die KI-Abbildungen im Buch.

Die in diesem Buch dargestellten Abbildungen wurden ausschließlich von einer Künstlichen Intelligenz erzeugt (siehe auch „Bildquellen“).

Diese Vorgehensweise ist für mich als Autor vollkommen neu und dient als Experiment, wobei die Frage im Zentrum steht, welches Potential hat diese Art von Unterstützung in der Zukunft, nicht nur für mich als Schriftsteller? Das Entscheidende für die Erzeugung von KI generierten Abbildungen ist es, wie und welche Art von Fragestellungen muss ich formulieren, um meine individuellen Vorstellungen und Anforderungen von zum Text passenden Bildern zu erhalten? Ein solches Unterfangen erfordert ein wenig Übung und es ist hinreichendes Ausprobieren erforderlich.

Die Ergebnisse sind allemal höchst erstaunlich. Schauen wir uns ein Beispiel an, was aufzeigt, dass es manchmal im Detail auch schwierig sein kann, den Punkt zu treffen:

Beispiel Bild 5:



Die Fragestellung bzw. Anforderung war, ein Bild einer kleinen, flüchtenden Familie zu erhalten, die an

einem Strand auf dem Weg zu einem Flüchtlingsboot ist, das sie nach Europa bringen soll. Meine erste konkrete Fragestellung lautete:

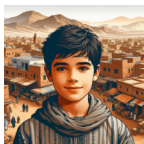
„Erstelle ein reales Bild von einer kleinen Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind, die mit Bündeln auf dem Weg zum Meer sind“.

Heraus kam ein Bild, auf dem die Eltern ein Mädchen dabei hatten, ich benötigte jedoch einen Jungen (Hassan), deshalb änderte ich die Frage in:

„Erstelle ein reales Bild von einer kleinen Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Sohn, die mit Bündeln auf dem Weg zum Meer sind“.

Zunächst hatte die KI also ein Mädchen, anstatt einen Jungen kreiert, warum, lässt sich nicht feststellen. So war die logische Schlussfolgerung, es genauer zu benennen, also „Sohn“, anstatt „Kind“.

Bei diesem Bild fiel zusätzlich etwas Eklatantes auf: Warum wurde die Familie als muslimische Familie dargestellt und nicht, z.B., als europäisch aussehende? Die Vermutung, warum dies so sein könnte, liegt offenbar bei der ersten Anfrage zum Coverbild:

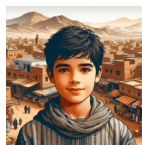


„Zeige Hassan, einen realen marokkanischen Jungen, als Kind in seinem marokkanischen Dorf“.

Hier erkennt die KI bereits, dass ich mich in einem bestimmten thematischen Umfeld bewegen möchte, was das örtliche Setting angeht: **Marokko, also Afrika**. Erwartungsgemäß entscheidet sich die KI für Muslime. Nach diesem einschlägigen Coverbild, gibt es allerdings keine weiteren Hinweise oder Anfragen mit „muslimischen“ Fragestellungen, deshalb verwundert die Wahl der Darstellung bei Bild 5 ungenügend. Erst **nach** der Abbildung dieser Szene am Strand, präzisiere ich bei Bild Nr. 8 und 9, indem ich das „Muslimische“ selbst aufgreife.

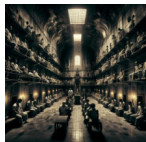
Als interessanten Test, habe ich alle Bilder meiner besten Freundin, vor der Romanveröffentlichung gezeigt und sie gebeten, spontan zu äußern, was sie sieht, nachdem sie zuerst die Anforderungen hört, die zur Schaffung des Bildes geführt hatten (siehe „Bildquellen“):

Das Cover:



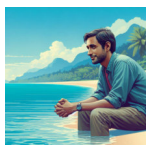
„Irgendwie sieht es comicartig aus, aber die Details sind verblüffend.“

Bild 1:



„Die Darstellung eines Gefängnisraums auf den Philippinen erscheint viel zu groß. Es sollte ein stickiger Raum sein, in den viele Menschen hineingepfercht wurden! Es sieht so aus, als wenn dort Personen einem Konzert lauschen.“

Bild 2:

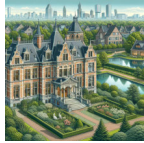


„Das ist ja ein Traumprinz, der da auf junge Männer zu waren scheint. Das Ganze hat eine stark pädophile Anmutung. Wo ist denn Hassan?“

[Ich frage nach, wie kommst du auf Pädophilie? Sie antwortet, „Hassan ist doch noch ein Kind!“. Da sie noch nicht den Verlauf der Geschichte kennt, weiß sie nicht, dass Hassan inzwischen Anfang Zwanzig ist, deshalb wird dieser Ansatz verworfen.]

Sie sagt noch lächelnd: *„Den wünsch’ ich mir als Schwiegersohn, der sieht mir viel zu sympathisch aus für einen, der auf junge Opfer wartet, wie ein Prinz!“*

Bild 3:



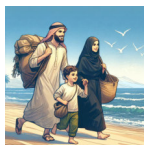
„Die Villa sollte alleine stehen und nicht bürgerliche Häuser im Umfeld erkennen lassen. Ein solches Anwesen steht normalerweise frei und hat einen großen Park. Frage: Gibt es in Utrecht tatsächlich so hohe Wolkenkratzer?“

Bild 4:



„Die Faust wirkt unnatürlich und irritierend. Bei den Fingeranfängen, unterhalb der Knöchel, zeigen sich horizontale Linien, die unnatürlich wirken.“

Bild 5:



„Wie kommt es, dass die Familie als muslimische abgebildet wird?“

[Siehe auch weiter oben, Anm. d. Verf.].

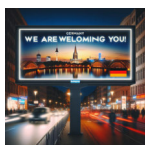
Die Darstellung erinnert stark an biblische Motive, an Jesus, Maria und Joseph. Der kleine Junge wiederum sieht moderner und nicht so biblisch aus, ein kleiner Junge, der zum Schulsport geht, mit moderner Frisur“

Bild 6:



„Man kann die Gesichter der Flüchtenden nicht erkennen. Was sind das für Stangen?“ (sie meint die Ruder, Anm. d. Verf.). „Ganz links stehen zwei Personen und ganz vorne zwei weitere, scheinbar im Meer, wie kann das sein? Die Wogen sehen nicht so aus, als seien sie aus dem Mittelmeer. Die Form der Wellen sieht unnatürlich aus.“

Bild 7:



„Dieses Schild ist merkwürdig. Was sind das alles für Gebäude? Warum gibt es dort zwei Brücken, ist der Turm ein TV-Turm oder eine Moschee?“

[Der Rechtschreibfehler bei weloming, richtig welcoming, fällt ihr nicht auf, Anm. d. Verf.])

Bild 8:



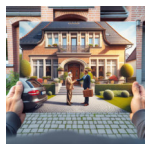
„Die Ankommenden sehen aus wie Ölscheichs!“

[lacht laut, Anm. d. Verf.]

„Woher haben die ihre wertvolle Kleidung, wo sie doch auf der Flucht waren? Und warum gibt es in Köln plötzlich zwei Hohenzollernbrücken?“

[Zur Erinnerung: Sie waren in Spanien angekommen und wurden dort in der Empfangseinrichtung eingekleidet und anschließend auf EU-Länder verteilt. Sie kamen mit dem Flugzeug, durch Zufall nach Köln, Anm. d. Verf.]

Bild 9:

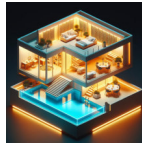


„Der alte Herr, der die Drei aufnimmt, hat eine merkwürdige Nase, er sieht eher wie ein Muslim aus.“

[spielen hier etwa uralte Stereotype eine Rolle?,
Anm. d. Verf.]

„Die Fenster des Hauses scheinen unproportional zu sein, viel zu hoch und nicht breit genug. Der Eingang ist ebenfalls zu breit und insgesamt wirkt das Haus ‚disneyhaft‘.“

Bild 10.



„Dieser Schwimmbadaus- und umbau zu einer Wohneinheit, erscheint unrealistisch, aber zugegeben, die Abbildung ist sehr ausgeklügelt.“

[Zur Erinnerung: In Wirklichkeit ist die Lösung der KI, in Form dieser Darstellung, eine gelungene, fast geniale Abwandlung einer realen Situation, die ein Freund von mir mit seinem Schwimmbad für ukrainische Flüchtlinge unternommen hat, Anm. d. Verf.].

„Was aber soll die überdimensionale Treppe und wo ist der Ausgang vom Zimmer her?“

[Wir diskutieren, es könnte sein, dass die Glaswand oberhalb der Treppe offen ist, schließlich ist das gesamte Ensemble mit einer gläsernen Kuppel überdacht und verhindert Wettereinflüsse. Eine Möglichkeit einer Glaswand, die verschiebbar sein müsste,

wird verworfen, weil kein Platz wäre, sie nach links oder rechts zu verschieben, sprich, sie zu öffnen.]

„Was ist das für eine freie Fläche unten rechts? Wahrscheinlich eine Terrasse?“ usw.

Zuletzt sagt sie noch, zusammenfassend: *„Ziemlich kitschig alles!“*

Die Diskussion mit meiner kritischen Freundin, die gleichzeitig viel Spaß daran hatte, einfach einmal alles in Frage zu stellen, war inspirierend und höchst interessant. Natürlich war diese Befragung nur ein unrepräsentatives Experiment, wie das des KI-Einsatzes selbst und ergab, in jedem Fall, nur einen Zufallsbefund.

Es zeigte aber auf, dass natürlich nichts an diesen KI-Darstellungen perfekt ist, unbedingt immer hundertprozentig passt oder überhaupt passen kann. Denn die KI kann, wie man eindeutig erkennen kann, bereits sehr viel, man merkt jedoch, es fehlt (noch) das kleine Quäntchen „Menschlichkeit“, die es ihr ermöglichen würde, ganz im Kleinen, Dinge zu relativieren.

Um im Beispiel zu bleiben, mutmaßt sie eine muslimische Familie, ohne, dass ihr dies in der Frage bedeutet wurde und sie liegt, im Verlauf der Geschichte, sogar richtig mit ihrer Mutmaßung. Aber sie überzieht und lässt den Betrachter mit einem merkwürdigen Gefühl zurück, warum wirken die Personen am Strand irgendwie biblisch und erin-

uern an Jesus und seine Eltern? Wird da der Bogen heftig überspannt oder ist es eine Vorahnung dessen, was der Autor beabsichtigen könnte?

Nimmt man diese Kleinigkeiten aber in Kauf, zeigt sich, wie detailgetreu und ausgeklügelt die Darstellungen tatsächlich sind. Kein Mensch könnte eine solche Kreation, in so kurzer Zeit, mit diesem Detailreichtum, herstellen. Ein:e Maler:in würde Monate brauchen und ein:e Illustrator:in allemal. In jedem Fall, können wir mit Sicherheit annehmen, dass die kleinen, hier herausgearbeiteten Fragwürdigkeiten in Bälde ausgebügelt sein werden.

Was bedeutet das für uns Alltagsmenschen? Werden wir jetzt schon „vorausgesehen“? Bleibt einer Künstlichen Intelligenz noch irgendetwas verborgen, selbst, wenn wir es noch gar nicht ausgesprochen haben?

Gruselig ist es allemal und wir müssen aufpassen, dass aus dem jetzt noch leichten Thrill nicht sehr schnell ein Horror wird!

Anhang 3.	
Bildquellen	Seite 1
Nr. Abbildung	Art + Herkunft der Abbildung
Cover	Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Zeige Hassan, einen realen marokkanischen Jungen, als Kind in seinem marokkanischen Dorf“. Persönliche Kommunikation, 19. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1716133280.png Bezeichnung fürs Buch: Hassan als Kind.
Abb. 1	Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Erstelle ein Bild von einem Kerkerverlies auf den Philippinen, wo in einem Raum 50 Gefangene ausharren müssen.“ Persönliche Kommunikation, 13. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1715599324.png Bezeichnung fürs Buch: Verlies auf den Philippinen.
Abb. 2	Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Erstelle ein reales Bild von einem Strand an der Südsee, wo ein 36-jähriger Mann auf einen Knaben wartet, den er mit nach Europa nehmen will.“ Persönliche Kommunikation, 13. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1715599707.png Bezeichnung fürs Buch: Robert wartet auf einen Jungen.

Bildquellen	Seite 2
Nr. Abbildung	Art + Herkunft der Abbildung
Abb. 3	<p>Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Erstelle ein reales Bild einer Villa, am Stadtrand von Utrecht“. Persönliche Kommunikation, 13. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1715600248.png Bezeichnung fürs Buch: Villa am Stadtrand von Utrecht.</p>
Abb. 4	<p>Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Erstelle ein Bild von einer Faust, die gerade kurz davor ist, zuzuschlagen“. Persönliche Kommunikation, 13. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1715600685.png Bezeichnung fürs Buch: Die Faust.</p>
Abb. 5	<p>Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Erstelle ein reales Bild von einer kleinen Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Sohn, die mit Bündeln auf dem Weg zum Meer sind“. Persönliche Kommunikation, 14. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1715664765.png Bezeichnung fürs Buch: Hassans Familie auf der Flucht.</p>

Bildquellen	Seite 3
Nr. Abbildung	Art + Herkunft der Abbildung
Abb. 6	<p>Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Zeige ein Flüchtlingsboot auf dem Mittelmeer.“ Persönliche Kommunikation, 15. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1715750293.png Bezeichnung fürs Buch: Das Geflüchtetenboot.</p>
Abb. 7	<p>Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Gestalte ein Straßenwerbeschild, auf dem Deutschland für sich und Geflüchtete wirbt, mit dem Text: We are welcoming you!“. Persönliche Kommunikation, 17. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1715960605.png Bezeichnung fürs Buch: Deutschland wirbt für sich.</p>
Abb. 8	<p>Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Erstelle ein Bild von der Ankunft einer muslimischen Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Sohn, in Köln Persönliche Kommunikation, 18. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1716026417.png Bezeichnung fürs Buch: Hassans Familie kommt in Köln an.</p>

Bildquellen	Seite 4
Nr. Abbildung	Art + Herkunft der Abbildung
Abb. 9	<p>Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Zeige ein Bild von einem älteren Herrn, der in seiner schönen Kölner Vorstadtvilla seine neuen Flüchtlingsgäste aus Marokko empfängt.“ Persönliche Kommunikation, 19. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1716118310.png Bezeichnung fürs Buch: Hassans Familie trifft ein.</p>
Abb. 10	<p>Openai ChatGPT 2024 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Zeige ein lichtdurchflutetes Badehaus, in dessen Schwimmbecken zwei Wohnräume eingebaut wurde. Das Schwimmbecken hat kein Wasser.“ Persönliche Kommunikation, 19. Mai 2024. ChatGPT 4, Nr. 1716134903.png Bezeichnung fürs Buch: Das umgebaute Schwimmbadhaus.</p>